Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 37 – 15. September 2007 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Dieses Mal ist es gut gegangen: Einer der mutmaßlichen Terroristen wird abgeführt. Foto: pa

Terrorziel Deutschland

Anschlag mit knapper Not verhindert – Zuviel Großmut gegenüber Islamisten

Von KLAUS D. VOSS

Deutschland muß einen mächtigen Schutzengel haben – der vereitelte Terroranschlag hätte Hunderte Menschen das Leben kosten können. Mehr durch einen Zufall war die Polizei auf die Spur der Islam-Terroristen gekommen, dann allerdings hatten die Beamten sicher und präzise gearbeitet. Durch die Festnahme von Fritz G. und Daniel S., die zum Islam übergetreten waren, sowie dem Türken Adem Y. konnten Anschläge in letzter Minute verhindert werden. Als Anschlagsziele waren der Frankfurter Flughafen und der US-Stützpunkt Ramstein ausgespäht, als Termin tippten die Fahnder auf den 11. September.

In der Manöverkritik nach dem aktuellen Fahndungserfolg gibt es Lob für die Beamten, die verantwortlichen Politiker schneiden allerdings alles andere als gut ab. Ganz offenkundig werden die islamistischen Zirkel nicht entschlossen genug überwacht, aus welchem Grund auch immer.

Die Kritik beginnt im aktuellen Fall mit der seltsamen Duldung gegenüber dem Islamischen Informationszentrum (IIZ) in Ulm. Die Medien beschäftigen sich schon seit Jahren mit diesem „Hort radikaler Muslime“, so das TV-Magazin „Report“ aus Mainz – ohne daß die Behörden durchgreifen durften. 2002 waren IIZ-Besucher in den Tschetschenienkrieg gezogen; sie werden als Märtyrer verehrt, berichtete „Report“ auch schon. Khaled el-Masri gehörte zu den radikalen Szenegängern von Ulm und Neu-Ulm; jener Mann, der 2003 von CIA-Agenten aus Mazedonien nach Afghanistan verschleppt worden war. El-Masri beschäftigte die Medien lange mit Vorwürfen, er sei gefoltert worden; jetzt sitzt er psychiatrisch betreut wegen eines Brandanschlages in Ulm ein.

Die Spur Ulm war aber Politikern immer noch nicht „heiß“ genug – erst ein Hinweis des US-Sicherheitsbehörde NSA auf den Ulmer Fritz G. und seine Kumpane, die in den gleichen Kreisen wie el-Masri verkehrten, löste Terroralarm aus.

Zweiter Teil der Manöverkritik: Die 300 eingesetzten Beamten vor allem des Bundeskriminalamts (BKA) leisteten dann ganze Arbeit – aber unter welchen Umständen: Die Spezialabteilung war über Monate voll ausgelastet, mit Mengen an Überstunden. Auch ein Teil der Ausrüstung mußte erst auf die Schnelle beschafft werden.

Teil drei der Kritik: Die politische Abwehrstrategie gegen den Terror ist nur deklamatorisch. Die BKA-Beamten konnten alle Mittel einsetzten, die ihnen das Gesetz unter richterlicher Kontrolle erlaubt: die Überwachung von Telefon, Post und E-Mail-Verkehr, Abhöranlagen, verdeckte Ermittler, Hausdurchsuchungen und Beschlagnahme von Beweismitteln, auch Computer.

Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble beschäftigte inzwischen sich und die Öffentlichkeit mit der Randfrage, ob auch Festplatten „online“ durchsucht werden dürfen. Einmal abgesehen davon, daß jeder auf konspiratives Verhalten trainierte Terrorist sich vor „Online-Spionage“ schützen kann – die Bilanz des Bundesinnenministers bei der Terrorismus-Abwehr sieht bescheiden aus. Schäuble beläßt es bei Wortgefechten, die Behörden können sich nur auf die Befugnisse stützen, die Amtsvorgänger Otto Schily (SPD) durchgesetzt hatte – den aktuellen Gefahren angepaßt wurde der „Otto-Katalog“ nicht.

KLAUS D. VOSS:

Liebe Eva

Sie ist die „Ex“ der ARD: Eva Herman. Zunächst hatte ihr die „Tagesschau“ vor einem Jahr den Stuhl vor die Tür gesetzt, weil sie sich so demonstrativ für das traditionelle Familienbild einsetzte; ihr Buchtitel dazu, „Das Eva-Prinzip“, fand besten Anklang.

Jetzt hat sie bei einer neuen Buch-Premiere mit drei ungraden Sätzen zur NS-Familienpolitik ihren Haussender noch einmal herausgefordert – ihre Sendung wurde umgehend aus dem Regionalprogramm gestrichen. Man kann den Eindruck gewinnen, daß es dem Norddeutschen Rundfunk gar nicht schnell genug gehen konnte, den öffentlich-rechtlichen Lebensabschnitt der Moderatorin Eva Herman zu beenden. Wer den NDR für eine Schlangengrube hält, in der nur Gleichgesinnte ringeln dürfen, der liegt hier völlig richtig.

Wenn man Eva Herman etwas vorwerfen möchte, dann sicher nicht allein, daß sie ein stark verpudertes Geschichtsbild hat. Sie hat sich auf den starken Trend zu einem konservativen Lebensbekenntnis gesetzt – viele Menschen suchen nach Werten, an denen sie sich verläßlich orientieren können. Ob Eva Herman oder Hape Kerkeling – wer mit seinen Büchern Hilfen gibt, hat sich den Beifall redlich verdient, die Honorare selbstverständlich auch. Das bleibt unbenommen.

Wer aber seine konservative Überzeugung ernsthaft leben will, muß sich auch auf die Gegner und deren unverfrorenen Drang zu Dogma und Diffamierung einstellen. Das verpflichtet, um keine Blößen zu bieten, zu Standfestigkeit und zu gedanklicher Präzision. Eva Herman hat leider nicht so weit gedacht; da fällt ein konservatives Paradestück ins linke Seitenaus. Schade drum, liebe Eva.

Bushs Wahlkampftrick

Irak: Gegen alle Beteuerungen beginnt der Rückzug der US-Truppen

Das Wort ist gefallen und steht jetzt auf der Agenda des Weißen Hauses: Abzug. Ob der Oberkommandierende im Irak, der Vier-Sterne-General David Petraeus, mit seinem Auftritt vor dem US-Kongreß die Öffentlichkeit letztlich davon überzeugen konnte, daß die neue Strategie gegen die Terroranschläge wirklich greift, ist nachrangig geworden – Ruhe wird im Irak ohnehin nicht einkehren, auch wenn sich die Zahl der Anschläge inzwischen halbiert haben sollte. Petraeus, dem die meisten US-Bürger vertrauen, soll dem Präsidenten George W. Bush das Gesicht wahren helfen und das Desaster im Irak in einen Erfolg ummünzen. Jedenfalls in eine Art Erfolg, der seine Republikanische Partei bei den Präsidentschaftswahlen im November 2008 aus dem Stimmentief heben kann.

Der Rückzug der US-Truppen aus dem Irak ist ohnehin überfällig. Petraeus machte jetzt den ersten Schritt, auch wenn er zumindest rhetorisch das militärische Engagement in voller Stärke verteidigt.

Man darf US-Präsident Bush, dessen Außenpolitik von Fehlentscheidungen gezeichnet ist, auf dem innenpolitischen Feld nicht unterschätzen. Er hat den oppositionellen Kritikern aus der Partei der Demokraten geschickt eine Falle gestellt. Das Schlüsselthema der Demokraten für die Präsidentschaftswahlen, den Rückzug aus dem Irak zu erzwingen, hat sich das Weiße Haus damit angeeignet.

Beginnen wird der Rückzug mit einer symbolisch wirksamen Heimkehr von rund 5000 Soldaten, vermutlich geschickt zu Weihnachten inszeniert. Mit dem Jahresanfang 2008 wird die Rückverlegung von weiteren 30 000 Soldaten eingeleitet, zeitlich synchronisiert von Januar bis Juni mit den Vorwahlen in den USA. Das Weiße Haus führt auch dabei Regie. Noch während die Präsidentschaftsbewerber der Parteien für ihre Nominierung werben, werden die Fernsehkanäle verführerische Bilder zeigen: Fahnen, Jubel, Patriotismus und vor allem glückliche Angehörige der Soldaten. Wie sollen denn die demokratischen Konkurrenten Stimmung machen mit ihren Forderungen nach einem Abzug aus den Irak, wenn Präsident Bush Woche um Woche heimkehrende Einheiten empfangen wird? *vs*

Kaczynski im Vorteil

Partei PiS hat die besseren Chancen bei den Neuwahlen

Es wird eine neue Belastungsprobe für das deutsch-polnische Verhältnis, zwangsläufig: 45 Tage dauert der Wahlkampf bis zur vorgezogenen Abstimmung über das neue Parlament am 21. Oktober. Der amtierende Regierungschef Jaroslaw Kaczynski hatte schon auf der Auftaktveranstaltung seiner Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) mit antideutschen Vorstößen Wählerstimmen einfangen wollen – und hat bis jetzt die besten Chancen, an der Macht zu bleiben.

Die PiS präsentiert sich als Anwalt des kleinen Mannes gegen Korruption, Oligarchenherrschaft und vor allem gegen die Ansprüche von Spätaussiedlern, die gerichtlich gegen die erzwungene Enteignung ihres Besitzes bei der Übersiedlung nach Deutschland vorgehen.

Kaczynski, dem nur noch Neuwahlen als Ausweg aus der schwersten Krise des Landes seit der Wende 1989 geblieben waren, hat nach knapp 14 Monaten chaotisch verlaufener Regierungszeit innenpolitisch eine magere Bilanz vorzuweisen: die Auflösung des umstrittenen Militärgeheimdienstes WSI. Die Einrichtung der in Polen sehr populären Antikorruptionsbehörde CBA hatte noch Kaczynskis Amtsvorgänger Kazimierz Marcinkiewicz verfügt. Allerdings hatte sich in den letzten Monaten der Eindruck nicht mehr verwischen lassen, daß unter Jaroslaw Kaczynski die CBA mit ihren sehr weitgehenden Befugnissen von der Regierung zum Kampf gegen politische Gegner mißbraucht worden ist. Die Verwicklungen dieser Behörde in die jüngsten politischen Skandale hatte letztlich zum Bruch der Warschauer Koalition geführt.

Nach den ersten Umfrageergebnissen könnte das demagogische Kalkül der PiS-Politiker aufgehen, stärkste Partei zu bleiben: Die PiS liegt inzwischen mit 30 Prozent vor ihrem Hauptkonkurrenten, der bürgerlichen Plattform PO von Donald Tusk. Die PO hat noch kein zündendes Wahlkampfthema gefunden und sinkt in den Umfragen auf jetzt 28 Prozent. Auf der anderen Seite kann die Kaczynski-PiS damit rechnen, ihre bisherigen Koalitionspartner „Samoobrona“ und die „Liga polnischer Familien“ zu beerben. Die beiden rechtspopulistischen Parteien haben derzeit keine Chance, die Fünf-Prozent-Hürde zu nehmen. *vs*

MELDUNGEN

Europas Kirchen als Wertebasis

Hermannstadt – Die Ökumene leistet einen wichtigen Beitrag zum Zusammenwachsen Europas. Das sagte EU-Kommissionspräsident José Manuel Barroso bei der 3. Europäischen Ökumenischen Versammlung in Hermannstadt. Das Miteinander der Kirchen trage wesentlich zur Völkerverständigung bei, so der Politiker. Papst Johannes Paul II. habe einmal gesagt, Europa brauche zwei Lungen zum Atmen – die der Westkirche und die der Ostkirche. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs 1989 sei dies endlich möglich, so Barroso. Europa als rein wirtschaftlicher und geographischer Größe fehle das einende Band. Nur gemeinsame Werte könnten Gemeinschaft stiften, und diese wurzelten zum großen Teil in der christlich-abendländischen Tradition. So trügen die Kirchen wesentlich zu Grundwerten wie Friedfertigkeit, Gerechtigkeit und gegenseitiger Achtung bei. Eine solche Gemeinschaft mit einem gemeinsamen Wertefundament könne auch in anderen Teilen der Welt einen positiven Einfluß ausüben. Barroso zeigte sich überzeugt, daß Europa in der Wertedebatte weltweit an Bedeutung gewinnen wird. Allerdings hätten in Europa nicht nur christliche, sondern auch andere Glaubensrichtungen und Überzeugungen ihren Platz, solange sie den Grundwerten der EU nicht widersprächen. Europa strebe nach einer Einheit in der Vielfalt. Unter dem Motto „Das Licht Christi scheint auf alle. Hoffnung auf Erneuerung und Einheit in Europa" diskutierten rund 2500 Teilnehmer aus katholischen, evangelischen und orthodoxen Kirchen über aktuelle politische und gesellschaftliche Fragen. Sie wollen ferner die Annäherung der Kirchen voranbringen. *idea*

Er schenkte Bayern gute Jahre

Ministerpräsident Edmund Stoiber scheidet – nicht ganz freiwillig – aus seinen Ämtern

Von Wilfried Böhm

Am bevorstehenden 30. September wird Edmund Stoiber aus dem Amt des bayerischen Ministerpräsidenten scheiden, das er seit 14 Jahren als Nachfolger von Max Streibl innehat. Seinen Rücktritt hatte Stoiber am 18. Januar 2007 angekündigt. Ebenfalls wird Stoiber für den Parteivorsitz der CSU beim bevorstehenden Parteitag nicht wieder kandidieren. Erster Mann seiner Partei war Stoiber seit sieben Jahren, als er als Parteivorsitzender Nachfolger des ehemaligen Bundesfinanzministers Theo Waigel wurde.

Der christlich-konservative Politiker Stoiber hat ein ausgesprochen stark entwickeltes Gefühl für soziale Gerechtigkeit und genießt weit über die Grenzen Bayerns hinaus Respekt und Anerkennung – und das nicht nur bei seinen politischen Freunden, sondern auch darüber hinaus.

Kein Wunder, daß sein soziales Empfinden ihn mit Sorge feststellen läßt, über 70 Prozent der Menschen in Deutschland hätten das Gefühl, „daß es in unserem Land nicht gerecht zugehe". Nach Stoibers Ansicht ist eine solche Stimmung eine Gefahr für die Akzeptanz der Sozialen Marktwirtschaft. Darum müsse der gegenwärtige Wirtschaftsaufschwung „auch wirklich beim Bürger ankommen". Stoiber tritt für den Investivlohn ein, um die Arbeitnehmer am Gewinn ihres Unternehmens zu beteiligen. Schließlich hätten sich die Arbeitnehmer und die Gewerkschaften mit den Forderungen nach Lohnerhöhungen sehr zurückgehalten. Auch die Vorstände müßten Maß halten, wenn sie für die Belegschaft Vorbild sein wollten. Die in diesen Worten deutlich werdende sozial engagierte Haltung Stoibers findet natürlich Beifall und spiegelt die Einstellung wider, die die CSU zu einer wirklichen Volkspartei in Bayern hat werden lassen.

Hinzu kommt die perfekte Selbstdarstellung der CSU als Volkspartei in Stadt und Land. Der mit einiger Spannung erwartete Parteitag wird im hypermodernen und für das moderne Bayern sinnbildhaften Internationalen Congress Center in München am 28. September beginnen. Das ist – sicher nicht ganz zufällig – der 66. Geburtstag Stoibers, des Noch-Ministerpräsidenten und Noch-Vorsitzenden. Gute Regie beginnt eben bei Auswahl von Ort und Termin.

Wie wir von Udo Jürgens wissen, ist bekanntlich „mit 66 noch lange nicht Schluß". Vielmehr fange „mit 66 Jahren das Leben erst an" und mit 66 habe „man Spaß daran". Sibyllinisch meinte dann auch der scheidende Ministerpräsident des Freistaates Bayern kürzlich zur „Bild"-Zeitung, er „freue sich auf den neuen Lebensabschnitt", um sogleich die neugierig „nach neuen Aufgaben" fragenden Journalisten zu vertrösten und zugleich auf die Folter zu spannen: „Vielleicht sagen Sie Ende des Jahres: Hätten wir gar nicht geglaubt."

Immer wieder hatte Stoiber nach höheren politischen Ämtern gestrebt und das geschickt wie von selbst geschehen lassen. Seit 1974 ist er Abgeordneter des Bayerischen Landtags. Unter dem Parteivorsitzenden Franz Josef Strauß war er – in diesem Fall für ihn selbst überraschend – von diesem zum Generalsekretär der CSU berufen worden und übte dieses Amt von 1978 bis 1983 aus. Sein politischer Spitzname „blondes Fallbeil" stammt aus dieser Zeit.

Nach seiner Zeit als Staatssekretär und Leiter der Bayerischen Staatskanzlei wurde er in dieser Funktion Staatsminister und schließlich Bayerischer Staatsminister des Inneren. Sein weiterer Weg führte den akribischen Arbeiter und „Aktenfresser", wie er mehr respektvoll als bösartig benannt wurde, in das Amt des Ministerpräsidenten. Als solcher war er von 1995 bis 1996 ein Jahr Präsident des Bundesrates.

Er verteidigte die absolute Mehrheit der CSU 1994 und 1998 jeweils mit fast 53 Prozent der abgegebenen Stimmen und erzielte bei der letzten Landtagswahl 2003 sogar 60,7 Prozent, bei der allerdings sehr geringen Wahlbeteiligung von nur 57,3 Prozent. Die Zweidrittelmehrheit, die die CSU damit bei den Mandaten im Bayerischen Landtag erzielte, ist der höchste Wahlsieg einer Partei bei Landtagswahlen im Nachkriegsdeutschland.

Ein Jahr vorher beging er, wie er selbst sagte, „seinen größten Fehler, der darin bestand, die Bundestagswahl 2002 nicht gewonnen zu haben". Er hatte sich gegenüber Angela Merkel nach dem legendären „Wolfratshausener Frühstück" als gemeinsamer Kanzlerkandidat von CDU und CSU durchsetzen können. In dem hauptsächlich von wirtschafts- und sozialpolitischen Themen beherrschten Wahlkampf schaffte Stoiber wohl einen Zugewinn von 3,4 Prozent, aber die insgesamt 38,5 Prozent reichten trotz SPD-Verlusten von 2,4 Prozent und ebenfalls 38,5 Prozent nicht für eine gemeinsame Mandatsmehrheit von CDU, CSU und FDP. Die SPD lag in der dramatischen Wahlnacht mit insgesamt 6027 Stimmen, das waren 0.01 Prozent! vor den Unionsparteien, stellte aber aufgrund von Überhangmandaten die stärkste Bundestagsfraktion. Doch Kanzler Gerhard Schröder warf in dieser Legislaturperiode das Handtuch.

Wenn es um wichtige politische Positionen ging, war Stoiber immer wieder schon „im Gespräch". So wurde ihm 2004 von Jacques Chirac mit Zustimmung des damaligen Bundeskanzlers Gerhard Schröder das Amt des Präsidenten der Europäischen Kommission angetragen, „gehandelt" wurde er auch, noch bevor die Kandidatur von Horst Köhler bekanntgegeben wurde, als möglicher Anwärter für das Amt des Bundespräsidenten. Auch hier winkte er ab. Ebenso entschied er sich nach der letzten Bundestagswahl 2005 gegen die Position des Bundeswirtschaftsministers im Bundeskabinett von Kanzlerin Angela Merkel, nicht zuletzt, weil er seine Pläne für eine Art „Superministerium" nicht umsetzen konnte.




Stoiber muß den Dirigentenstab abgeben: Beckstein (Mitte) soll übernehmen. Foto: ddp

Fest steht: Stoiber hatte sich seinen Abschied aus den Ämtern in Landesregierung und Partei anders vorgestellt, denn „seine „Lebensplanung war anders", wie er selbst sagt. Gern wäre er noch „zwei, drei Jahre geblieben" um dann den Generationswechsel in der CSU einzuleiten". Gemessen an seinen Leistungen für den Freistaat wäre das auch zu rechtfertigen gewesen, denn die Leistungsbilanz unter seiner Regierungs- und Parteiführung kann sich sehen lassen. Fest steht: Für die CSU ist auch unter seiner Führung der Spagat gelungen, nicht nur die bayerische Politik zu prägen, sondern auch die deutschlandweite Politik erfolgreich mitzugestalten.

Zu Stoiber paßt das Wort von Franz Josef Strauß: „Konservativ sein", heißt, „an der Spitze des Fortschritts zu marschieren". Stoiber hat dieses Wort verinnerlicht. Die Familie ist für ihn der Kern der Gesellschaft, Deutschland soll ein „tolerantes Land sein", aber er will nicht, „daß die Moscheen größer werden als die Kirchen". Für ihn ist es gut, daß die Deutschen ihre nationalsozialistische Vergangenheit „klar aufgearbeitet haben", aber nun müßten auch die ehemaligen kommunistischen DDR-Kader „sich ihrer Vergangenheit stellen".

Der bevorstehende CSU-Parteitag wird dafür die Weichen stellen. Die Stoiber-Jahre waren gute Jahre für Bayern. Selbstbewußt stellt Stoiber am Ende seiner Amtszeit fest: „Bayern ist heute das Land, an dem sich andere messen lassen müssen."

Es ist zu erwarten, daß der Parteitag nicht zum „Komödiantenstadl" wird, wie manche unken. Er wird eine für ganz Deutschland wichtige Veranstaltung werden und mit der Verabschiedung des Grundsatzprogramms und den Neuwahlen Maßstäbe für die Zukunft einer Partei setzen, die für ganz Deutschland wichtig ist und bleiben wird.

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:
Geld für Kita

Der Bund der Steuerzahler beklagt das nun beschlossene Finanzwirrwarr beim Ausbau der Kita-Betreuungsplätze. Beim vom Bund zur Verfügung gestellten Sondervermögen „Kinderbetreuungsausbau" in Höhe von 2,15 Milliarden Euro können die Bundesländer ab 2008 Mittel für Ausbau, Sanierung und Ausstattung der neuen Plätze in Krippen und bei Tagesmüttern abrufen. Das Geld wird nach dem Anteil der unter dreijährigen Kinder verteilt. Weitere 1,85 Milliarden Euro gibt der Bund für den Betrieb der Einrichtungen aus. Ab 2014 sind dafür jährlich 770 Millionen Euro vorgesehen.

1.492.403.651.556 €

(eine Billion vierhundertzweiundneunzig Milliarden vierhundertdrei Millionen sechshunderteinundfünfzigtausend und fünfhundertsechsundfünfzig)

Vorwoche: 1.492.077.664.348 €
Verschuldung pro Kopf: 18.118 €
Vorwoche: 18.114 €

(Dienstag, 11. September 2007, 12 Uhr, www.steuerzahler.de)

Totgesagte leben länger

Laut Statistischem Bundesamt in Wiesbaden lernen wieder mehr Schüler Latein

Von Rebecca Bellano

Es gibt so gut wie keinen Lateinlehrer mehr auf dem Markt", so die Klage so manches Schulleiters und der ihnen übergeordneten Schulbehörden. Da hatten unzählige Lehramtstudenten sich bei ihrer Fächerwahl gegen diese Sprache entschieden, da sie unter anderem geglaubt haben, Latein würde nun auch den Weg der toten Sprachen gehen und zur reinen Expertensprache werden, und nun das.

Und nicht nur, daß es an jungen Lateinlehrern fehlt, die ihre in Pension gehenden Kollegen ersetzen, nein, es fehlen sogar zusätzliche Lehrer, denn laut dem Statistischen Bundesamt in Wiesbaden ist die Zahl derer, die im Laufe ihrer Schulzeit Latein lernen, gestiegen. 808 200 Gymnasiasten lernen derzeit in Deutschland die alte Sprache, von der es bis vor kurzem noch hieß, sie wäre allenfalls für angehende Ärzte, Juristen, Theologen und Studierende seltener Orchideenfächer wie Archäologie wichtig. Da es aber kaum angehen kann, daß jeder dritte Gymnasiast – 2000 war es nur jeder vierte, der Latein belegte – in diese Berufe strebt, muß es andere

Eine Frage der Logik und der Abstammung

Gründe dafür geben, daß das verpönte Fach eine Renaissance erlebt.

Einer der Gründe ist der Tatbestand, daß in überraschend vielen Fächern an der Universität Latein doch nicht ganz zu streichen ist. So haben viele Abiturienten ohne Lateinkenntnisse zusätzlich leiden müssen, als sie Latein an der Universität neben dem regulären Vorlesungbetrieb nachholen mußten. Mancher scheiterte sogar am Latein und mußte seine Pläne an der Hochschule aufgeben.

Zudem heißt es, Latein helfe aufgrund seines logischen Aufbaus auch, die deutsche Grammatik besser zu verstehen. Und da viele der Wörter unserer und anderer europäischer Sprachen aus dem Lateinischen kommen, helfe es auch bei der Herleitung und dem Verständnis dieser Sprachen. Außerdem: Man lernt auch Genauigkeit, denn „um jeden Buchstaben wird ja beim Übersetzen gerungen", so der Vorsitzende des Altphilologenverbandes, Stefan Kipf.

Es gibt allerdings noch einen Grund, der nicht logischen oder praktischen Schlußfolgerungen entspringt. Er ist vielmehr ein Er-

Traditionspflege und Europas Wertebasis

gebnis aus Imagefragen und Wertediskussion. Denn während alle Welt über die schlechten deutschen Schüler klagt – schließlich haben die internationalen Pisa-Tests die deutschen Kinder und Jugendlichen nur im Mittelfeld gezeigt –, sind immer mehr Eltern jener Kinder, die das Gymnasium besuchen, sehr darauf erpicht, das beste für ihre Kinder in Sachen Bildungschancen zu tun. Und da Lateinunkundige bei so manchen lateinischen Anspielungen intellektueller Redner, „FAZ"-Autoren und anderer aufgeschmissen sind, zeigt sich, daß Latein für das Bürgertum immer noch eine Möglichkeit bietet, sich als gebildet zu erkennen zu geben und sich von der Masse abzuheben. Und da sich immer mehr wieder zum Bürgertum bekennen, wird Latein hier zu einem Merkmal.

Aber Latein ist nicht nur wieder ein Kennzeichen für Bildungshintergrund und Abstammung, sondern im Unterricht werden auch Werte vermittelt und vergangene Zeiten heraufbeschworen, die unser heutiges Europa wesentlich geprägt haben.

Und so bietet diese tote Sprache eine Zeitreise mit aktuellen Anknüpfungspunkten, die bei einem guten Lehrer die totgesagte Sprache sehr lebendig werden lassen.

Ein unsichtbarer Mythos: der »Alex«

Von HARALD FOURIER

Diese Woche wurde das neue Einkaufszentrum Alexa eingeweiht. Und wieder verwandelt sich der Alexanderplatz damit ein bißchen.

Der Platz ist in vielerlei Hinsicht ein seltsamer Ort. Zunächst: Die meisten Berlin-Besucher vermuten ihn an der falschen Stelle und meinen, der „Alex“, das sei der Raum um den Fernsehturm – oder „Telespargel“, wie ihn die SED taufen ließ. Doch der Spargel steht gar nicht am Alexanderplatz. Der Ort des Turms zwischen Liebknechtstraße und Rotem Rathaus hat gar keinen richtigen Namen – jedenfalls keinen, der Eingeborenen geläufig wäre.

Nur der Bereich nördlich des Bahnhofs ist der Alexanderplatz. Der Grund für die Verwechslung: Der Platz ist nicht bloß häßlich, sondern im Grunde gar nicht als Platz zu erkennen: Wo fängt der Platz an? Wo endet er? Nur zur Hälfte von Häusern umgeben wirkt der „Alex“ unvollständig. Seit einigen Jahren schiebt sich die Straßenbahn quietschend mitten über sein Terrain, was ihn noch weniger als Einheit erscheinen läßt. Irgendwie ist er ein Ort, der gar nicht richtig existiert. Und trotzdem ist „Berlin-Alexanderplatz“ ein Mythos – nicht allein wegen des gleichnamigen Alfred-Döblin-Romans.

Sein Name erinnert immerhin an einen russischen Zaren! Und er war der Verkehrsknotenpunkt am östlichen Rand der historischen Innenstadt, 1882 fuhr hier die „Stadtbahn“ erstmals quer durch die Metropole. Nicht weit entfernt hat Erich Mielke 1932 einen Polizisten erschossen, wofür er nach 1990 vor Gericht stand.

Selbst in der Teilungsphase blieb der „Alex“ ein zentraler Ort für die Berliner. Der Autor Lutz Rathenow erinnert gern daran und bringt seine Zuhörer mit einer Anekdote zum Schmunzeln: Im „Alexgrill“, einem der besten Lokale, welche die „Hauptstadt der DDR“ aufbieten konnte, trafen sich ein Ost- und ein West-Berliner. Der „Wessi“ machte sich ordentlich wichtig und schimpfte an dieser ausgesuchten Stätte des Gaumenschmauses Ost über die Qualität der Pommes. „Nicht mal das können sie hier“, kläffte er und wickelte ein Kartoffelstäbchen in ein Taschentuch. „Das zeige ich meinen Freunden im Westen!“ Als der West-Berliner dann Stunden später die Sektorengrenze erreichte, fragte ihn der DDR-Grenzsoldat: „Na, haben Sie Ihr Pommes Frites noch dabei?“ Moral: Der Arbeiter- und Bauernmacht entging nichts. Und am „Alex“ schon gar nicht.

Er mag häßlich sein, der Alexanderplatz, aber ein Ort deutscher Geschichte ist er allemal, im kleinen wie im großen. Er hat alles gesehen, seine Wunden spiegeln die des ganzen Landes wider.

Arbeit nur mit »Hartz«

Berliner Unternehmer nutzen »Aufstocker«, um auf Staatskosten Lohn zu sparen



„Da gibt es große Probleme“: Bedienung in einem Straßencafé Unter den Linden in Berlin

Foto: pa

Von PATRICK O'BRIAN

Sandy W. ist alleinerziehende Mutter von zwei Kindern und arbeitet in einem Getränkemarkt in Berlin-Spandau. Sie verdient vier Euro fünfzig in der Stunde und kommt bei einer 40-Stunden-Woche auf weniger als 700 Euro netto im Monat.

Also bekommt sie Hartz IV. Sandy W. ist nämlich trotz Erwerbstätigkeit Arbeitslosengeld-II-Empfängerin. Nach dem Gesetz stünden ihr allein seit dem 1. Juli zwar nur 347 Euro zu. Weil Sandy W. aber noch zwei Kinder unter 13 hat, bekommt sie 888 Euro.

Ihr Nettogehalt wird von dieser Regelleistung abgezogen, so daß die 29jährige nun fast 200 Euro vom Amt zusätzlich zu ihren Hungergehalt kassiert. Und außerdem zahlt der Staat ihre Miete. Sie wohnt in einer 70-Quadratmeterwohnung in einer Mietskaserne für 380 Euro monatlich. „Demnächst ziehe ich vielleicht um“, schwärmt sie neuerdings. Seit sie gelesen hat, daß das Sozialgericht Dresden gerade festgestellt habe, daß jedes Haushaltsmitglied (also beide Kinder) Anspruch auf ein eigenes Zimmer hätten, erwägt sie den Wechsel in eine zehn Quadratmeter größere Drei-Zimmer-Wohnung.

Sandy W. ist nur einer der mittlerweile zahllosen Fälle, bei denen ein Geringverdiener sein Einkommen aufgestockt bekommt. Anders herum läuft das bei Selbständigen wie Maximilian C. aus Friedrichshain. 2006 wurde der Journalist bei einem Magazin entlassen und arbeitet jetzt als „freier Journalist“ – ein hartes Brot für jemanden, der neu auf diesem Markt ist. Das Arbeitsamt fördert seinen Weg in die Selbständigkeit, indem es ihm rund knapp 1000 Euro monatlich bezahlt. Dieser individuelle Betrag errechnet sich aus dem Arbeitslosengeld I, das ihm zusteht, und einem Zuschuß von 300 Euro.

So kommt er mit den wenigen Honoraren aus veröffentlichten Artikeln über die Runden. Nach einem Jahr muß er aber auf eigenen Beinen stehen, dann läuft die Förderung aus. Allein das für C. zuständige Arbeitsamt Berlin Mitte betreute im August 5686 Selbständige, die auf diese Weise gefördert wurden.

Die Arbeitslosigkeit sinkt. Aber werden diese „guten Zahlen“ nicht dadurch stark eingetrübt, daß es immer mehr Personen gibt, die von ihrem Einkommen nicht richtig leben können? 78 000 Berliner und 50 000 Brandenburger sind trotz Erwerbstätigkeit auf Zuschüsse nach dem Hartz IV-Gesetz angewiesen. Diese Zahl hat die Bundesagentur für Arbeit im August veröffentlicht. Im nationalen Rahmen betrifft dies derzeit knapp eine Million Menschen. In Berlin und Brandenburg ist der Anteil der sogenannten Aufstocker demnach besonders hoch.

Diese Entwicklung ist Wasser auf die Mühlen der Befürworter von Mindestlöhnen. Bekäme jeder Arbeitnehmer automatisch 7,50 Euro, wie vom DGB gefordert, oder acht Euro, wie von der Linkspartei vorgeschlagen, dann müßte der Staat nichts dazubezahlen, argumentieren auch andere Mindestlohn-Befürworter. Dann würden aber viele Arbeitsplätze ersatzlos wegfallen, sagen die Gegner.

Die dauerhafte Bezuschussung von Hungerlöhnen führt jedenfalls dazu, daß der Staat die Lohnkosten der Arbeitgeber übernimmt. Kann das richtig sein? Andreas Splanemann, Pressesprecher des Berliner Landesverbandes der Gewerkschaft Verdi, bestätigt die Vermutung, daß es eine indirekte Subventionierung von Betrieben gibt, deren Angestellte wie Vollzeitkräfte arbeiten, aber nur wie Teilzeitkräfte bezahlt würden.

Diese Förderung des einzelnen Arbeitnehmers sei stark anfällig für das, was die Gewerkschaften „unzulässige Quersubventionierung“ von Betrieben nennen, schärfer ausgedrückt: für Abzocke. Ein konkretes Beispiel: Der Kneipier Ö. stellt die Arbeitslose Melanie M. als Tresenkraft ein, allerdings zu folgenden Bedingungen: Sie bezieht weiter Arbeitslosengeld II und verdient nur ein paar Euro dazu. Das ist völlig legal. Arbeiten muß sie aber fast so, als wäre sie eine Vollzeitkraft. Und wenn sie es nicht tut? Dann verdonnerte sie das Amt zu einem anderen Job. Arbeiten muß sie so oder so. Also läßt sie sich auf den Handel ein.

Kritiker von links wie Professor Rudolf Hickel (Uni Bremen) sehen diese Regelungen sehr kritisch: „Das hat zu einer Verwahrlosung des Arbeitsmarkts geführt.“ Hartz IV habe „diese Ängste“ unglaublich ausgeweitet. Einfache, kleine Beschäftigte ließen mitunter alles mit sich machen.

„Da gibt es große Probleme“, meint auch Gewerkschafter Splanemann. Vor allem in Kleinbetrieben habe die Gewerkschaft nichts zu sagen. „Da wird es schwierig, etwas zu unternehmen.“ Das gelte neben dem Gaststätten- auch für das Hotelgewerbe, wo mitunter äußerst niedrige Löhne gezahlt würden. Konkrete Zahlen liegen ihm aber nicht vor.

Die kennt dafür Gunther Kenk. Der Geschäftsführer der Gewerkschaft Nahrungsmittel, Genuß, Gaststätten (NGG) in Mecklenburg berichtet über eine Nahrungsmittelbetrieb, der viel zu wenig zahlt, wie Kenk meint: Bei dem Fischverarbeitungs-Unternehmen erhielten Arbeiter 5,41 pro Stunde. Der Betrieb ist von Hamburg nach Mecklenburg umgezogen – wegen der niedrigeren Lohnkosten. „Es ist ein offenes Geheimnis, daß einige der Arbeiterinnen Hartz IV beantragen müssen, um über die Runden zu kommen“, berichtete auch das ARD-Magazin „Panorama“ kürzlich. Motto: Die Firma spart am Lohn, der Steuerzahler muß dafür einspringen.

Alte Vorurteile, neue Gleichgültigkeit

Warum es Potsdam so schwer fällt, sein Erbe anzunehmen und seine Chancen zu ergreifen

Von PATRICK O'BRIAN

Je schneller jemand um das Haus, in dem er wohnt, herumlaufen kann, desto größer ist seine Bereitschaft, sich für das Gemeinwesen einzusetzen“, heißt es. Das Leben in Plattenbausiedlungen mit ihren riesigen Häuserblocks hätte demnach verheerende Auswirkungen auf das Zusammengehörigkeitsgefühl von Menschen und ihren Drang, sich für ihre Heimatgemeinde gemeinschaftlich einzusetzen.

Der Wiederaufbau von Potsdam ist so eine Gemeinschaftssache. Leider ist er sehr mühselig und teuer. Die alte Garnisonstadt war stark zerstört, die Kommunisten haben die Reste abgetragen oder verrotten lassen.

1990 wurden die noch erhaltenen Kulturlandschaften um Sanssouci und das Holländische Viertel dennoch sofort in die Liste des Weltkulturerbes aufgenommen. Seitdem konnten viele Gebäude saniert werden. Das, was die Stadt zu dem macht, was sie ist, wurde – buchstäblich in letzter Sekunde – weitgehend gerettet.

Das Glockenspiel der Garnisonkirche ist inzwischen wieder da. Das Fortunaportal des zerstörten Stadtschlosses wurde rekonstruiert. Auch St. Nikolai wird derzeit restauriert. Aber wie die mehrfach mißlungene Abstimmung über den Wiederaufbau des restlichen Stadtschlosses zeigt, gilt es auch heute noch, nicht nur finanzielle Hürden zu überwinden, sondern auch politische. Einem Teil der Potsdamer ist die Wiederherstellung der alten Residenzstadt nämlich reichlich egal. Während Auswärtige voller Bewunderung auf das Erbe der Havelstadt blicken, scheinen auffällig viele Potsdamer eine eher spröde Beziehung zu ihrer Stadt zu pflegen.

Mit der Frage, wie es in dieser Lage weitergehen soll, befaßte sich eine Tagung der Stiftung Preußisches Kulturerbe. Für Saskia Hüneke war der Verfall ihrer Heimatstadt Ende der 80er Jahre ein Grund sich einzumischen. Sie engagierte sich als Bürgerrechtlerin, vertritt noch heute die Bündnis-Grünen in Potsdams Stadtparlament. Hüneke: „Das sozialistische Stadtmodell war mit großem Verlust alter Bausubstanz verbunden und hat zur Zerstörung geführt.“ Der Zerfall der Städte war für Leute wie Hüneke einer der Gründe, gegen die SED-Herrschaft zu rebellieren. „Wir wollten damals mehr Mitbestimmung, weil wir gegen den Abriß von noch mehr alten Häusern waren.“

Und was treibt das andere Potsdam, das sich dem Wiederaufbau widersetzt? Für die Gegner der Rekonstruktion alter Bausubstanz hätten nach 1989 zunächst soziale Probleme im Vordergrund gestanden, meint Hüneke. Sie hofft aber auf ein Umdenken. „Manche Dinge müssen einfach wachsen.“

Alexander Gauland ist skeptisch. Als Neu-Potsdamer der ersten Stunde und früherer Chef der „Märkischen Allgemeinen Zeitung“ hat er die Debatte stets mitverfolgt. Das alte Potsdam gebe es nicht mehr, fürchtet er. Es sei 1945 untergegangen. Die preußischen Eliten seien in den Westen gegangen. Es seien statt dessen die neuen sächsischen SED-Eliten gekommen. „Ich sage das nicht als Vorwurf: Ein gelebter Sachse hat mit Preußen und Potsdam eben wenig zu tun“ – und zur Geschichte der Stadt folgerichtig keinen so engen Bezug.

Der Landtagsabgeordnete Gerd-Rüdiger Hoffmann (Linke) nahm diesen Teil der Potsdamer in Schutz, räumte aber auch ein: „Da sind Leute hingekommen, weil sie Karriere machen wollten.“

Indes: Während sich viele Ex-DDR-Bewohner „nur“ gleichgültig zeigten, sei es eine westliche Tradition, Preußen als Hort des Militarismus anzusehen, gibt Gauland zu bedenken. Aus dieser Haltung sei der intellektuelle Widerstand gegen den Wiederaufbau des „alten Preußen“ zu verstehen.

Aber nicht nur der antipreußische Affekt kommt aus dem Westen, auch viele Preußenliebhaber stammen von dort. Es sind Neu-Potsdamer wie TV-Star Günther Jauch, der sich finanziell am Wiederaufbau beteiligt. Sie sind Motoren des Neubeginns in Potsdam.

Auch die Traditionsgemeinschaft Potsdamer Glockenspiel (jetzt: Stiftung Preußisches Kulturerbe) wurde in Westdeutschland gegründet, bereits 1987. 1991 übergab sie das von ihr neu gestiftete Glockenspiel an die Stadt.

Seitdem kämpft die Stiftung für den originalgetreuen Wiederaufbau der Garnisonkirche. Vor zweieinhalb Jahren stellte der Verein seine Aktivitäten jedoch ein, weil sich die Amtskirche querstelle. Sie wolle, so die Stiftung, die originalgetreue Rekonstruktion verhindern, weil sie ein Wiederaufleben des „preußischen Militarismus“ fürchte und die Einrichtung einer rechtsgerichteten Kultstätte – die Rede war bereits vom „Yasukuni-Schrein von Deutschland“ – unterbinden möchte. So leben alte Vorurteile und neue Gleichgültigkeit fort neben frischem Engagement und Traditionsverbundenheit.

Aue wußte seit März Bescheid

Berlins Justizsenatorin Gisela von der Aue (SPD) gerät wegen der Zustände an der Jugendstrafanstalt (JSA) Plötzensee zunehmend unter Druck. Wie Anfang der Woche bekannt wurde, hat Aues Behörde die Polizei erst offiziell über die Vorgänge an der JSA informiert, als darüber im Fernsehen berichtet worden war.

Wie die *PAZ* vergangene Woche berichtete, waren über die Mauern der Anstalt über einen langen Zeitraum Drogen und Mobiltelefone geschleudert worden, die die Inhaftierten über eigens gebastelte Vorrichtungen durch die Fenster in Empfang nahmen. Die Komplizen operierten von einer benachbarten Laubenkolonie aus.

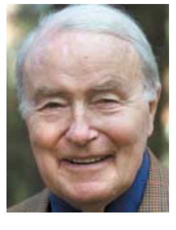
Senatorin von der Aue mußte nun einräumen, bereits seit März von den Vorgängen in Plötzensee gewußt zu haben. Erst nach dem TV-Bericht aber hatte sie die Polizei am 2. September auf dem offiziellen Wege davon in Kenntnis gesetzt. Freilich waren die Beamten zu diesem Zeitpunkt aus eigenen Quellen längst im Bilde. Die Opposition wirft von der Aue schwere Versäumnisse vor. *H.H.*

Zeitzeugen



Otto von Bismarck – „Der Eiserne Kanzler“(1815–1898), er wird als Gründer des Deutschen Reiches und als Vater der Sozialversicherung verehrt. Mit dem Sozialistengesetz von 1878 verbot er die Agitation der Sozialdemokraten, ohne jedoch die politische Arbeit der Mandatsträger anzutasten.

Heinrich Brüning – Der studierte Nationalökonom (1885–1970) wurde 1924 Mitglied im Deutschen Reichstag und war als Finanzpolitischer Sprecher der Zentrumspartei tätig. Durch seine konsequente Haushalts- und Sparpolitik machte er sich schnell einen Namen. Er wurde Nachfolger des sozialdemokratischen Reichskanzlers Hermann Müller. Im März 1930 wurde Brüning mit 44 jüngster deutscher Reichskanzler. Seine Sparpolitik brachte ihm den Namen „Hungerkanzler“ ein.



Alfred Dregger – „Freiheit statt Sozialismus“, diese Worte, die auf ihn zurückzuführen sind, wurden 1976 zum Wahlkampfmotto der CDU. Der 1920 in Münster geborene Dregger war von 1972 bis 1998 Mitglied im Bundestag. Er setzte bereits in den 70er Jahren als Oberbürgermeister von Fulda Sozialhifeempfänger zu gemeinnütziger Arbeit ein. Zu seinen politischen Forderungen gehörte die Schaffung einer europäischen Sicherheitsunion als Partner der Nato. Er trat gegen die Dämonisierung deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg ein. Alfred Dregger verstarb am 29. Juni 2002 in Fulda.

Franz Josef Strauß – Der CSU-Politiker (1915–1988) gehörte 25 Jahre dem Parlament an. Legendäre Wortgefechte mit Herbert Wehner waren sein Markenzeichen. Umstritten waren seine Kontakte zu Regimen wie dem von Pinochet in Chile wie auch zur DDR, der er 1983 zu einem Milliardenkredit verhalf.



Udo di Fabio – Der 1954 geborene Bundesrichter habilitierte sich mit einer Arbeit über Risikoentscheidungen im Rechtsstaat. In seinem Buch „Die Kultur der Freiheit“ reflektiert di Fabio Status quo und künftige Entwicklungsperspektiven mit Blick auf die Leitwerte des Grundgesetzes und die Globalisierung. Konservative Wertschätzung wird ihm für seine Stellungnahme zugunsten der Familie mit Kindern als gesellschaftlichem Leitbild zu teil.

Pseudo-Revolutionäre

Vier junge Unionspolitiker fordern, daß die Union zu ihren Wurzeln zurückkehrt

Von Hans Heckel

Günther Beckstein tat das Unerhörte: Der designierte CSU-Chef meinte, auch „Rechte“ seien in der CSU ausdrücklich willkommen. Vor 20 Jahren wäre das eine Selbstverständlichkeit gewesen. Die Linken zur SPD und zu den Grünen, die Rechten zur Union – was sonst? Seit den 80er Jahren indes ist es der deutschen Linken gelungen, die Rechte per se in den Geruch des Extremen zu bringen, das Spektrum des Akzeptablen auf „Links“ und „Mitte“ zu beschränken. Ein in den Demokratien der Neuzeit wohl einmaliger Vorgang.

Die Union hat sich mitschuldig gemacht an der dramatischen Verschiebung des politischen Koordinatensystems, indem sie sich selbst stets nur als „Partei der Mitte“ profilierte und sich gar auf naive Weise an pauschalen Kampagnen „gegen Rechts“ beteiligte. Einer der Hauptinitiatoren dieser schleichenden Verwandlung der Union war Kohls früherer Generalsekretär Heiner Geißler. Er witterte denn auch Gefahr für sein Erbe und wetterte gegen Beckstein, man dürfe „nicht seine Seele verkaufen, um Rechtsradikale zu gewinnen“.

Immer mehr Unionsstrategen wird jedoch klar, daß diese Ineinssetzung von „rechts“ und „rechtsradikal“, die bedingungslose Beschränkung auf die „Mitte“ letztlich nur dem politischen Gegner genützt hat. Seit 1994 hat die Union bei Bundestagswahlen die 40-Prozent-Marke nicht mehr erreicht, seit 1983 geht es mit ihren Ergebnissen nahezu kontinuierlich bergab. Die strukturelle Mehrheit, die bis 1998 bei den Bürgerlichen lag (die SPD konnte nur regieren, wenn Union oder FDP es ihr ermöglichten), ist nach links gerutscht. Sobald die Linkspartei aus ihrer Quarantäne entlassen ist, werden alleinlinke Mehrheiten in Deutschland möglich.

Vier junge Unionspolitiker haben ausgemacht, wohin die einstigen Mehrheiten für die Union von allen umkämpfte Mitte, sondern in ein rechtes Nichtwählerlager. CSU-Generalsekretär Markus Söder, der Chef der baden-württembergischen CDU-Landtagsfraktion Stefan Mappus, Nordrhein-Westfalens CDU-Generalsekretär Hendrik Wüst sowie JU-Chef Philipp Mißfelder erinnern in einem 17seitigen Memorandum daran, „warum die Union wieder mehr an ihre Wurzeln denken muß“, und fordern die Rückkehr zu einem „modernen bürgerlichen Konservatismus“.

Sie rufen auf zur Besinnung auf Werte wie Ehrlichkeit, Fleiß, Anstand, Respekt, Heimat, Patriotismus, Christentum – Werte, die dauerhafte Orientierung gäben und der „rot-grünen Beliebigkeit“ Einhalt gebieten sollen. Sie sind gegen Werteverlust, hedonistische Selbstverwirklichung, den Klimawandel, gegen Sozialneid und Technologiefeindlichkeit, gegen die rot-grüne Multikulti-Idee und mithin die Vollmitgliedschaft der Türkei in der EU.

In der Mehrheit Dinge, die dem konservativen Leser ein beifälliges Nicken entlocken dürften, und doch bleibt ein fader Eindruck. In dem 17-Seiten-Papier scheint kaum mehr zu stehen als schon in dem neuen CDU-Grundsatzprogramm, nur daß die vier Autoren nicht vergessen, über alles das Etikett „bürgerlich-konservative Politik“ zu kleben. Von der klaren Akzentuierung eines „konservativen Manifests“ im Sinne einer Streitschrift, von der mancherorts zu lesen war, ist nichts zu spüren. Im Interview mit dem „Stern“ stellt JU-Chef Mißfelder denn auch heraus: „Ich unterstütze den Kurs der Öffnung der Union durch Angela Merkel und Generalsekretär Ronald Pofalla“, und läßt keinen Zweifel, wohin diese „Öffnung“ zu gehen habe: „in Richtung Mitte“.



Aneinanderreihung von Beliebigkeiten: Mißfelder mit Angela Merkel Foto: pa

Für die vier scheint letztlich alles mit allem zusammenzupassen. So wollen sie die Familie wieder mehr in den Mittelpunkt stellen, unterstützen nach Mißfelders Worten aber ebenso „nachhaltig“ die Politik von Familienministerin Ursula von der Leyen, in welcher konservative Kritiker viel zu viel linke Ideen von staatlicher statt familiärer Kinderbetreuung zu erkennen glauben.

Spontan erinnert die neue Konservatismus-Debatte an Helmut Kohls Ankündigung einer „geistig-moralischen Wende“ 1982. Die Deutschen rätseln heute noch, was er damit – praktisch – gemeint hat. Oder an die versprochene Patriotismusdebatte der Union, die nie geführt wurde, oder die Leitkulturdiskussion, die seltsam schal im Sande verlief.

Aufgeschreckt vom Ausfransen ihrer Stammklientel schleudern Unionspolitiker in unregelmäßigen Abständen durchaus anregende Schlagwörter in den deutschen Debattenraum.

Wenn es aber daran geht, die Wörter mit Inhalt zu füllen, sie zu überzeugenden, schlagkräftigen Begriffen zu formen, zerläuft alles in einem beflissenen Sowohl-als-auch.

Die enttäuschten rechtskonservativen (Nicht-) Wähler gewinnt die Union so kaum zurück – gut zu wissen für die Linke.

Mehr als Worthülsen

Die CSU will das konservative Profil der Union schärfen und auch Kanzlerin Merkel forderte auf dem CDU-Kongreß mehr Konservatives ein. Doch was macht echten Konservatismus aus? Im Lexikon findet man dazu die Übersetzung des lateinischen Begriffs „Conservare“: bewahren, an Werten festhalten. Linke belegen den Begriff gern mit Attributen wie rückständig und ewiggestrig. Ein Irrtum, der die Konzeptlosigkeit der Kritiker für die Zukunft und die Selbstverleugnung eigener Geschichte und Errungenschaften verdeutlicht. Das Festhalten an Traditionen und erkämpften Fortschritt macht die Weiterentwicklung einer Gesellschaft erst möglich. Der klassische Konservatismus bezieht sich auf Denkweisen und Bewegungen in Politik, Religion oder Gesellschaft. An überlieferten Werten und Vorstellungen festzuhalten, sie zu verteidigen und neue Entwicklungen nicht, wie von Kritikern behauptet, abzulehnen, sondern sie kritisch zu betrachten, gilt als konservativ. Den Ursprung konservativen Denkens spricht man den Gegnern der französischen Revolution (1789) zu. Der Literat und Politiker Edmond Burke (1729–1797) gilt als Vordenker. 1790 formulierte er: „Eine Gesellschaft mit ihren Institutionen und Normen kann nicht konstruiert werden, sondern muß sich in einem ständigen Versuch-und-Irrtums-Verfahren schrittweise entwickeln.“ Keine Ablehnung von Fortschritt, sondern die Grundlage der modernen Bürgergesellschaft also. Burke setzt in seinen Thesen auf Eliten und fordert einen schlanken, aber handlungsfähigen Staat: „Eine Gesellschaft kann nur erfolgreich sein, wenn sie eine Leistungselite besitzt und dieser freiwillig die notwendige Entscheidungskompetenz gewährt.“ Als Aufgabe des Staates sieht Burke die Gewährleistung der inneren und äußeren Sicherheit. Der Staat habe nicht den Bürger zu ernähren, sondern für ein Rechtssystem zu sorgen, daß dem Bürger den Broterwerb ermöglicht. Ob die Forderer nach mehr konservativer Politik auf dem CDU-Kongreß zu den Lesern von Edmund Burke gehören? Konservatives Denken beinhaltet mehr als Worthülsen von „Tugenden wie Ehrlichkeit und Fleiß für den Zusammenhalt der Gesellschaft“, wie Merkel auf dem Kongreß gefordert hatte. *M. A.*

Konservativer Vordenker: Edmund Burke

Er setzte Maßstäbe

Ernst Abbe verkörperte konservative Ideale, er fühlte sich den ihm Anvertrauten verpflichtet

Von Manuel Ruoff

Im Gegensatz zu heute kennt die Geschichte des deutschen Kaiserreiches diverse Unternehmerpersönlichkeiten, die dem konservativen Ideal entsprachen, sich den ihnen anvertrauten Mitarbeitern und Landsleuten sowie deren Familien verpflichtet fühlten. Einer von ihnen war der Optiker, Astronom, Physiker, Erfinder, Unternehmer und Sozialreformer Ernst Abbe. Der Sachse kam 1840 in Eisenach zur Welt. Er entstammte einfachen Verhältnissen. Daß er trotzdem die Realschule erster Ordnung, das spätere Realgymnasium, besuchen konnte, verdankte er dem Arbeitgeber seines Vaters, Julius von Eichel-Streiber, der ihn unterstützte. Der begnadete Naturwissenschaftler studierte Physik und Mathematik, promovierte, habilitierte sich und wurde Professor.

Nebenbei unterstützte er den Unternehmer Carl Zeiss mit seinen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen. Mit der von ihm entwickelte Theorie der Abbildung im Mikroskop, die nicht nur den Beginn der wissenschaftlichen Optik bedeutete, sondern auch die Produktion von Mikroskopen auf der Grundlage wissenschaftlicher Berechnungen ermöglichte, verschaffte er Zeiss einen derartigen technologischen Vorsprung, daß dieser ihn zu seinem Teilhaber machte und zu seinem Nachfolger in der Unternehmensführung bestimmte.

Nun in unternehmerischer Verantwortung, führte Abbe eine Vielzahl vorbildlicher sozialer Leistungen ein. 1875 gründete er die Betriebskrankenkasse bei Carl Zeiss. 1887 richtete er einen Fonds für die Alters- und Hinterbliebenenversorgung der Beschäftigten ein. 1890 wurde die tägliche Arbeitszeit auf neun, 1900 gar auf acht Stunden beschränkt. 1896 wurden Minimallöhne, bezahlter Urlaub sowie die Mitarbeiterbeteiligung am Gewinn eingeführt. Des weiteren wurden in jenem Jahr die Lesehalle Jena geschaffen und neben einer Baugenossenschaft ein Lesehallenverein gegründet. Und 1903 wurde das Volkshaus Jena eröffnet. Mit der Schaffung einer Interessenvertretung der Mitarbeiter, die das Recht hatte, zu allen Betriebsfragen gehört zu werden, bezahltem Urlaub, Ertragsbeteiligung, einem verbrieften Recht auf Pensionszahlungen, Lohnfortzahlung im Krankheitsfall sowie dem Neun- beziehungsweise Acht-Stunden-Tag wurde das Unternehmen unter Abbes Einfluß beziehungsweise Leitung zu einem Vorreiter der modernen Sozialgesetzgebung.

Um das Werk mit seinen vorbildlichen Sozialleistungen von seiner eigenen Person unabhängig zu machen und über sein eigenes Ableben im Jahre 1905 hinaus zu sichern, verfolgte Abbe als Leiter des Betriebes, der er nach dem Tode von Carl Zeiss im Jahre 1888 wurde, die Überführung in eine Stiftung. Wie sich der Geist dieser Stiftung von der heutigen Raffgier der „Nieten im Nadelstreifen“ absetzt, zeigt beispielhaft der Paragraph 94 des Stiftungsstatuts von 1896: „… Das höchste Jahreseinkommen, welches einem Beamten, die Mitglieder der Geschäftsleitungen eingeschlossen, für seine vertragsmäßige Dienstleistung gewährt wird, darf zur Zeit der Festsetzung nicht hinausgehen über das Zehnfache vom durchschnittlichen jährlichen Arbeitseinkommen der sämtlichen über 24 Jahre alten und mindestens drei Jahre im Betrieb tätigen, in gewöhnlichem Lohnverhältnis stehenden Arbeiter aller Stiftungsbetriebe, nach dem Durchschnitt der letztverflossenen drei Geschäftsjahre …“

Die Kinder des Terrors

Wie empfänglich ist die heutige Jugend für weltveränderndes Gedankengut?

Von Rebecca Bellano

Sie heißen Fritz G. und Daniel S. und hätten beinahe Tod über Deutschland gebracht. Die beiden zum Islam übergetretenen Deutschen wollten ihr nach ihrem Verständnis verkommenes Vaterland mit Terror überziehen. Und während der deutsche Aufbauhelfer Rudolf B. in Afghanistan seit Wochen in den Händen islamistischer Geiselnehmer ist, von denen die Bundesregierung sich nicht erpressen läßt, wollten der Arztsohn Fritz und seine Komplizen Daniel und Adem offenbar von innen für Druck sorgen, indem sie US-Einrichtungen in Deutschland mit gebastelten Bomben in die Luft jagen.

Doch die drei von Sondereinheiten der GSG 9 festgenommenen jungen Männer sind keineswegs die ersten Deutschen, die Terror in Deutschland entfachen wollten und in einem islamischen Land Ausbildungslager besucht haben. Nur, was heute Afghanistan und Pakistan heißt, hieß damals Jordanien und Jemen. Damals, vor 30 Jahren, war es nicht selten, daß Mittzwanziger aus gutem Elternhaus das Land in Angst und Schrecken versetzten. Im Deutschen Herbst überschlugen sich die Ereignisse. Die zweite Generation der Roten Armee Fraktion (RAF) wollte die erste Generation aus dem Gefängnis pressen. Die Entführung des damaligen Arbeitgeberpräsidenten mit NS-Vergangenheit erschien ihnen da ganz recht. Doch die Bundesregierung unter Bundeskanzler Helmut Schmidt ließ sich nicht erpressen. Auch das Ringen um das Leben von Hanns-Martin Schleyer konnte sie nicht bewegen, die Terroristen Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan-Carl Raspe auf freien Fuß zu setzen. Auch die Entführung der Lufthansamaschine „Landshut“ durch die mit der RAF verbündete Volksfront zur Befreiung Palästinas (PFLP) machte die sozialliberale Koalition in Bonn nicht erpreßbar. Auch damals löste eine Sondereinheit der GSG 9 das Problem und stürmte das in Mogadischu gelandete Flugzeug. Der Selbstmord von Baader, Ensslin und Raspe war die Folge, was wiederum die Schleyerentführer dazu veranlaßte, sich ihrer Geisel durch drei Schüsse in den Kopf zu entledigen.

Doch all das ist Geschichte. Und auch wenn Fernsehsender und Zeitungen den 30. Jahrestag des Deutschen Herbstes ausführlich würdigen, dringt zu jenen, die nach den Vorgängen geboren wurden, kaum etwas durch.

„RAF? Ist das nicht so was wie die IRA?“ ist das einzige, was die 22jährige Pia dazu zu sagen weiß. Der 25jährige Fabian hat die drei großen Buchstaben RAF schon öfter gelesen, doch da er nicht wußte, um was es sich da handelt, hat er gar nicht weitergelesen. Irgendwas mit Terror, aber das war irgendwann mal früher. Da die nahe Vergangenheit in der Schule kein Thema war und die meisten der jüngeren Lehrer auch nicht mehr wissen als ihre Schüler, hätte man sich das alles selber aneignen müssen. Wozu? Die Jugend von heute ist aufgrund ihrer Schulbildung die NS-Zeit näher als die RAF. Während bei der NS-Zeit ihre Großeltern unweigerlich mit dabeiwaren – zudem gibt es ja die These von der Kollektivschuld – haben ihre Eltern mit der RAF nichts zu tun. Jedenfalls glauben sie es, denn jene Eltern, die sie zwingen, ihre Hausaufgaben zu machen und als eigene Freizeitbeschäftigung sich zum Grillen oder Tennisspielen spießig mit Freunden treffen, werden wohl kaum 30 Jahre zuvor Kaufhäuser angezündet, Menschen entführt und getötet haben.

1972 schrieb RAF-Gründerin Ulrike Meinhof, nach dem Komplizen erschossen worden waren: „Petra, Georg und Thomas starben im Kampf gegen das Sterben im Dienst der Ausbeuter. Sie wurden ermordet, damit das Kapital ungestört weitermorden kann und damit die Leute weiterhin denken müssen, daß man nichts dagegen machen kann. Aber der Kampf hat erst begonnen!“ „Ausbeuter“, „das Kapital“, „Sterben im Dienst“? All das sind Formulierungen, die der heutigen Jugend „abgehen“. Mit den Begriffen „Kommunismus“, „antiimperialistisch“, „antifaschistisch“ und „Klassenkampf“ können die wenigsten etwas anfangen. Und selbst wenn sie wissen, was es ist, dann entspricht das nicht ihren Interessen. Die USA sind ihr Vorbild, das Kapital finanziert ihnen trotz schlechterer Zeiten ihren Wohlstand und kämpfen tun sie nur für Job, Urlaub, Familie und Freunde. Sie sind Individualisten, wollen die Welt nicht verändern, sondern den größtmöglichen Nutzen aus ihr ziehen. Daß sie sich mit ihrem Unwissen auch das Verständnis für Entwicklungen, die bis in die Gegenwart reichen, verbauen, stört sie nicht, denn an Politik sind sie nicht interessiert. Im Gegensatz zu den RAF-Mitgliedern ist die Jugend heute stolz darauf, wenn sie zum Bürgertum gehört, denn das bedeutet noch Wohlstand – aus Sicht der RAF also Spießer pur. Die Gefahr, daß Terror jeglicher Art die heutige deutsche Jugend in der Masse begeistert, liegt derzeit bei Null.

Terror in Berlin: Dieses Mal aber nur Dreharbeiten zum Film „Baader Meinhof Komplex“ Foto: ddp

MELDUNGEN

Gefängnisse: Zu 97 Prozent ausgelastet

Paris – In vielen Ländern platzen die Gefängnisse aus allen Nähten. Die größte Zellennot herrscht in Griechenland – dort melden die Haftanstalten einen Auslastungsgrad von 180 Prozent. Auch Italien, Mexiko, Ungarn und Spanien zählen bis zu 40 Prozent mehr Häftlinge, als sie offiziell unterbringen können. In Deutschland dagegen halten sich Zellenangebot und -nachfrage bei einem Auslastungsgrad von 97 Prozent knapp die Waage. Mit der Überbelegung der Gefängnisse ist nicht zu spaßen, denn sie birgt die Gefahr von Gewaltausbrüchen und sorgt nicht für gute Bedingungen zur Resozialisierung. Nimmt man die Zahl der Gefangenen, dann sind die USA unangefochtene Hochburg der Kriminalität. Fast 2,2 Millionen US-Bürger sitzen ein; auf je 100 000 Einwohner kommen 737 Inhaftierte – sage und schreibe 500 mehr als beim zweitplatzierten Polen und gut zweieinhalbmal so viele wie im Durchschnitt aller OECD-Länder, der bei 276 Gefängnisinsassen liegt. Im Vergleich dazu ist die Bevölkerung in Deutschland geradezu redlich: Je 100 000 Einwohner gibt es nur 94 Häftlinge. *IW*

Rekord in Sicht

Nürnberg – Im Herbst wird die Zahl der Erwerbstätigen einen neuen Höchststand erreichen. Dann könnten erstmals mehr als 40 Millionen Bundesbürger einer Beschäftigung nachgehen. Zum langfristigen Plus trugen früher die geburtenstarken Jahrgänge und die Zuwanderer bei. In jüngerer Zeit machte sich dagegen vor allem der stärkere Wunsch der Frauen nach beruflichem Erfolg bemerkbar – der Anteil der erwerbstätigen 15- bis 64jährigen Frauen an allen Altersgenossinnen stieg seit 1980 von 50 auf zuletzt 66 Prozent. *IW*

Ost-Deutsch (32):

Hochstapler

Von Wolf Oschlies

Bei der Sommerschule für makedonische Sprache und Literatur habe ich einmal einen Lektor angepumpt und das prompt vergessen. Als ich ihm, sehr verspätet, das Geld zurückgab, grinste er nur: „Vakvi hohstapleri ima i kaj nas“ (Solche Hochstapler gibt's bei uns auch). Das war meine erste Begegnung mit diesem deutschen Wort in südslawischer Umgebung, der viele folgten.

Das heißt: So deutsch ist das Wort auch wieder nicht. Es entstammt dem „Rotwelsch“, der Gaunersprache, in der „stap(p)eln, stabeln“ betteln bedeutet. Im „Liber Vagatorum“ (Herumtreiber-Buch) von 1509 sind erstmals Bettler als „stabulere“ vermerkt. „Hoch“ war im norddeutschen Rotwelsch eine Verstärkung, während es im Süden „vornehm tun“ bedeutete. In der Variante – „Hochstapler“ gleich Angeber, Trickser, Vortäuscher etc. – wurde das Wort Gemeingut. Nicht immer unsympathisch, wie Thomas Manns Roman „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“ von 1954 beweist. Exakt so hält es ganz Osteuropa.

Er sei ein „cirkusant, manipulant i hohstapler“, wurde Kroatiens Staatspräsident Mesic schon 2000 von politischen Gegnern beschimpft, und diesen Schimpf muß man nicht übersetzen. Ähnlich drastisch meinen's die Slowenen, wenn sie jemanden als „nadut (aufgeblasenen) hohstapler“ verdammen, oder die Bosnier, die kürzlich einen bekannten Regisseur als „nepismeni lazov i hohstapler“ niedermachten, als „analphabetischen Lügner und Hochstapler“. Bei den Serben erscheint „hohstapler“ oft als Zwilling des (auch deutschen) „streber“, bei Polen ist „hochsztapler“ ein Synonym für „oszust“ (in dem ich den deutschen „Ausschuß“ erkenne). Vor Jahrhunderten war „stapler“ bei Polen ein anderes Wort für „zebrak“ (Bettler) – heute nennt „Gazeta Wyborcza“ Andrzej Lepper, den Führer der populistischen Bewegung „Samoobrona“ (Selbstverteidigung), einen „hochsztapler“, der sich sogar seinen Ehrendoktor der Kiewer Universität erschlichen hat.

Hochstapelei ist bei uns kein Straftatsbestand, aber eine vernichtende Charakterisierung, ganz wie im Osten: Für die serbische Schriftstellerin Ljiljana Habjanovic sind Literaturpreise „hohstapleraj“, für den makedonischen Kritiker Osmanli gibt es in der Kultur zu viel „civilizaciski hohstapleraj“.

Von Ingenieurmangel keine Spur

Wirtschaft sucht vor allem billige Arbeitskräfte aus dem Ausland

Von Klaus D. Voss

Von wegen Ingenieurmangel – so leicht lassen sich die Experten des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) aus Nürnberg nicht durch Klagerufe aus der Wirtschaft irritieren. Von einem allgemeinen Mangel kann keine Rede sein, belegen sie mit dem neuesten IAB-Bericht, es gebe nur Engpässe. Genau gesagt: „Derzeit scheint allenfalls ein Mangel an jungen männlichen Ingenieuren bestimmter Fachrichtungen zu bestehen.“ Auf der anderen Seite suchen mindestens 24 000 Ingenieure eine Stelle. Mindestens, denn die genaue Zahl der arbeitslosen Ingenieure kennt auch die Bundesagentur für Arbeit nicht mehr. Seit der Umstellung auf Hartz IV im Januar 2005 werden die Berufsangaben der Arbeitslosengeld-II-Empfänger nicht mehr in die Statistik aufgenommen – ein Mangel an Übersicht.

Dennoch hat sich die Große Koalition auf ihrer jüngsten Tagung auf Schloß Meseberg verleiten lassen, die Zuwanderungsregeln für ausländische Ingenieure in den Branchen Maschinenbau und Elektrotechnik erheblich zu erleichtern. Die Berliner Koalitionäre hatten nicht den vollen Überblick über den Arbeitsmarkt für Ingenieure.

Die Arbeitsmarktlage ist in den einzelnen Ingenieurberufen sehr unterschiedlich, stellten die IAB-Forscher fest. Schwierig ist die Lage bei den Architekten und im Bergbau, allenfalls in den Disziplinen Maschinenbau und Elektrotechnik sowie bei den Wirtschaftsingenieuren gibt es Engpässe.

Keiner will Frauen einstellen

Und selbst das stimmt nicht so ganz, denn in erster Linie stehen sich die Unternehmen selbst im Wege: Ältere Ingenieure haben bei Bewerbungen kaum eine Chance – und, das erstaunt: Frauen erst recht nicht. Die Arbeitslosigkeit ist bei Ingenieurinnen doppelt so hoch wie bei den männlichen Kollegen. Selbst in den Sparten, in denen es echte Engpässe gibt, haben die Bewerberinnen nach den IAB-Angaben immer noch schlechte Karten. Auf jeden Fall müsse sich erst einmal die Unternehmenskultur in Deutschland ändern, so die IAB-Studie.

Das gilt auch in einem anderen Punkt: Von vorausschauender Personalplanung ist offenbar immer weniger die Rede. Die Stellenbesetzung bei Ingenieuren ist diffiziler als in anderen Berufen und hatte in den letzten Jahren (2000–2006) immer bei 120 bis 122 Tagen gelegen. Jetzt planen die Personalchefs durchschnittlich nur noch 58 Tage ein, bis „der Neue“ die Stelle antritt – da herrscht ein anderer Wind in den Unternehmen, eine Art „Ruck-Zuck-Personalpolitik“.

Auswahlverfahren nicht optimal

Schließlich kommen die Arbeitsmarktforscher zum Kern des Problems – gute Leute haben eben ihren Preis. Deutlich zugenommen hat die Praxis, Beschäftigte direkt aus anderen Unternehmen abzuwerben; das führt immer zu Gehaltssteigerungen. Wer also auf diesem Bewerber-Karussell nicht genug bietet, hat den Ingenieur-Mangel im Haus. Klar, warum manche deutschen Unternehmen so drängeln, billigere Fachkräfte aus dem Ausland zu bekommen.

Aber selbst in den drei Ingenieur-Gattungen, in denen Engpässe bestehen, könnten die deutschen Betriebe Fachkräfte im Inland rekrutieren. Im August 2007 suchten 5090 Maschinenbau-Ingenieure Arbeit, 4221 Elektroingenieure und 3743 Wirtschaftsingenieure.

Bei dieser Gelegenheit kippten die Arbeitsmarktforscher, die in einem unabhängigen, der Bundesagentur für Arbeit zugeordneten Institut arbeiten, eine andere Legende. Die jetzt vom Institut der Deutschen Wirtschaft veröffentlichte Abschätzung, wonach ein bereits akuter Fachkräftemangel schon zu einer Einbuße von einem Prozent des Bruttosozialproduktes führe, hält das IAB für „nicht plausibel“.

Eine solche Entwicklung konnte allenfalls eintreten, wenn die Unternehmen auf Arbeitskräfte-Engpässe weitgehend unflexibel reagierten. Das treffe aber nicht zu. Kurzfristige Knappheiten könnten immer durch Überstunden oder durch Aufträge an Subunternehmen ausgeglichen werden. Und selbst wenn ein einzelnes Unternehmen einen Auftrag nicht annehmen könne, dann hieße das noch lange nicht, das dieser Auftrag der deutschen Volkswirtschaft insgesamt verloren gehe.

MELDUNGEN

Islamisten abgeschlagen

Rabat – Anders als allgemein erwartet ging die islamistische „Partei für Gerechtigkeit und Entwicklung“ aus den marokkanischen Parlamentswahlen nicht als Sieger hervor. Die Islamisten erreichten nach vorläufiger Auszählung nur 47 der 325 Sitze und erheben nun den Vorwurf der „Wählerbestechung“. Mit 52 Sitzen stärkste Fraktion wurde die konservative Unabhängigkeitspartei, die auch schon in der bisherigen Regierung vertreten war. Die extrem niedrige Wahlbeteiligung – 37 Prozent – hat die gleichen Gründe wie auch anderswo: „Weil sich ohnehin nichts ändert.“ In Marokko werden de facto alle wichtigen Entscheidungen von König Mohammed VI. persönlich getroffen. *RGK*

»Terroristen, auf zum Gefecht!«

Pristina – „Lëvizja Vetëvendosje“ (Bewegung Selbstbestimmung) nennt sich die radikalste der kosovarischen Terrororganisationen, für die alle Kosovo-Gespräche „Verrat“ und die internationale Übergangsverwaltung UNMIK ein „kolonialistisches Gewaltregime“ ist. Zwar hat diese Gang ihre besten Zeiten hinter sich, auch ist ihr Führer, der Schwerkriminelle Albin Kurti, unter Polizeiaufsicht, aber von den zum 17. November anberaumten Parlamentswahlen erhofft sie sich eine Belebung. Sie ruft zum Boykott auf, verbreitet Haßpropaganda gegen UNMIK und die kosovarischen Parteien („Kollaborateure der UNMIK“) und stilisiert eine Gangsterabrechnung, bei der ihr Aktivist Triumf Riza ums Leben kam, zum Akt „organisierter Kriminalität“ gegen „das Volk von Kosova“. Statt der Wahlen fordert sie „Volksdemonstrationen und Referendum für das Selbstbestimmungsrecht“. Bislang hat Vetëvendosje sich damit begnügt, in Ku-Klux-Clan-Manier die Zahlen 1244 (für die UN-Resolution zum Kosovo) in Flammen aufgehen zu lassen – zum 17. November scheint sie zu Gewalttaten bereit. *Oschlies*

Die vergiftete Barbie

Immer mehr Unternehmen, die in China produzieren lassen, müssen minderwertige Ware zurückrufen

Von ALBRECHT ROTHACHER



Gefahr für unsere Kinder: Gerade Spielzeug aus China entspricht nicht den westlichen Standards. Foto: Reuters

Auch Menschenopfer konnten die erzürnten westlichen Götter nicht gnädig stimmen. Zheng Xiaoyu (62), der Chef der chinesischen Lebens- und Arzneimittelagentur wurde nach dem Tod von elf Patienten, die nach der Einnahme ungeprüft zugelassener Antibiotika gestorben waren, zum Tode verurteilt und im Juli erschossen. Zhang Shuhong, Leiter der Lee-Spielzeugfabrik, erhängte sich im August, nachdem Mattel, der in Kalifornien beheimatete, weltgrößte Spielzeughersteller, für den er bisher eine Million Sesamstraßenfiguren hergestellt hatte, Bleifarben gefunden, die Lohnfertigung annulliert und seine Firma damit ruiniert hatte. Seit Anfang August mußte Mattel in drei teuren Rückholaktionen 20 Millionen weltweit verkaufte, potentiell gefährliche Spielzeuge zurückrufen.

Rapex, das Schnellwarnsystem der EU, mußte im Jahr 2006 über 1000 Produkte wegen Gefährlichkeit vom Markt nehmen lassen. Die Hälfte davon kam aus China. Am stärksten betroffen waren Spielwaren, Elektrogeräte und Werkzeuge. Es drohten Verletzungen, Stromschlag, Feuer oder chemische Risiken. Laut TÜV ist der Anteil chinesischer Produkte mit gefährlichen Sicherheitsmängeln in den letzten Jahren stark gestiegen. Zum einen machen die Importe aus China mittlerweile einen Anteil von 14 Prozent an den EU-Gesamtimporten aus. Zum anderen wird bei Chinaprodukten jetzt genauer hingeschaut. An die für wenige Euro auf den Wühltischen der Discounter erstandenen Werkzeuge, die sich bei der ersten Benutzung verbogen, und an Turnschuhe, deren Sohlen sich bei Regen ablösten, hat sich der leidgeprüfte Verbraucher längst gewöhnt. Doch jüngst gab es in den USA Todesfälle. Im Frühjahr starben dort Tausende Hunde und Katzen einen rätselhaften Tod. Bald fand man als Ursache Trockenfutter heraus, das aus China stammende Weizenkleber mit einer Überdosis des Düngemittels Melamin enthielt. Im Sommer starb ein Kleinkind, das sich an einem in China gefertigten Blei-Armband vergiftete, das der Sportkleidungshersteller Reebok seinen Kunden als Werbegeschenk verehrt hatte. Darauf wurden die Prüfungen gründlicher, und man wurde sehr schnell fündig.

In Neuseeland wurden Überdosen von Formaldehyd in Kinderschlafanzügen gefunden. In Spanien wurden 100 000 Tuben Billigzahnpaste, die Patienten zum Beginn ihrer Klinikaufenthalte in Waschbeuteln geschenkt bekamen, zurückgezogen. Sie enthielt die Industriechemikalie Diethylenglykol, deren Benutzung in Panama für den Tod Dutzender verantwortlich gemacht worden ist. In Deutschland fand man Haarföne, die in Brand gerieten, Kettensägen, die sich nicht abschalten ließen, und Skibindungen, die sich nicht lösten. Unter den Accessoirs von Barbiepuppen enthielten Plastiktiere, Handtaschen und Spielzeugmöbel verbotene Bleifarben, die beim Draufbeißen Vergiftungen auslösen.

Für Mattel, das 70 Prozent seiner Waren – von Barbiepuppen bis zu Fisher-Price-Kleinkinderspielzeug – im Perlflußdelta im Hinterland von Hongkong, dem neuen Weltzentrum der Spielzeugindustrie, herstellen läßt, war deshalb wegen des nahenden Weihnachtsgeschäfts Feuer unterm Dach. Nach neuerlichen Kontrollen jagte eine Rückholaktion die nächste.

Als ursächlich für die Sicherheitsprobleme chinesischer Produkte gilt der hohe Preisdruck, dem sich die chinesischen Lieferanten von ihren Großkunden – darunter Giganten wie Mattel und WalMart – ausgesetzt sehen. Um Aufträge zu erhalten, zählt in China zunächst der Preis, nicht die Qualität. Um nach ihren Dumpingofferten noch Gewinne zu machen, wird dann an Personalkosten, Produktionsprozessen und Materialien gespart. Geprüfte Baumuster werden durch minderwertige Bestandteile ersetzt oder ganze Bauteile weggelassen.

Ohnehin gibt es auf dem chinesischen Binnenmark, wo Umwelt-, Arbeitsschutz- und Sozialnormen keine Rolle spielen, auch keinen nennenswerten Verbraucherschutz. Die Partei duldet keine unabhängigen Konsumentenschützer und keine mißliebigen Medienberichte. Die amtlichen Kontrolleure werden von städtischen Behörden ernannt. Sie malträtieren nur Kleinbetriebe, die ohne politische Protektion operieren, oder Ausländer. Für entsprechende Zuwendungen und Bewirtungen schließen sie dann die Augen. In der Zentrale der nach US-Vorbild geschaffenen Arznei- und Lebensmittelagentur herrschte seit ihren Anfängen acht Jahre lang der bewußte Zheng, der bis zu seiner Absetzung und Hinrichtung seine Pfründe nutzte, um Verwandte und Freunde mit Pöstchen zu versorgen, und gegen eine Gebühr zwischen 1000 und 10 000 Euro alljährlich mehr als 10 000 Arzneimittel zuließ. Zum Vergleich: Die USA ließen 2004 gerade einmal 148 neue Medikamente zu.

Handelsminister Bo Xilai verkündete: 99,9 Prozent der chinesischen Exporte seien sicher. Die westlichen Abnehmer wie Mattel hätten durch ihren Preisdruck und fehlende Kontrollen die Probleme selbst verursacht. Die westlichen Rückrufaktionen entsprächen nur protektionistischen Interessen. Nicht zimperlich bei Vergeltungsaktionen fand der chinesische Zoll Salmonellen in amerikanischem Geflügel und illegale Futterzusätze in US-Schweinefleisch.

Mittlerweile dämmert es den Verantwortlichen in Peking, daß die Häufung von Skandalen im Export Gegenmaßnahmen nötig macht. Die Erschießung von Zheng, des ersten höheren Parteifunktionärs seit 2004, soll niedrigeren Chargen klarmachen, daß Schlamperei und Korruption in diesem Sektor nicht mehr toleriert werden. Das Ansehen Chinas und der Erfolg der Olympischen Spiele stehen auf dem Spiel. Athleten und Besucher sollen sich sicher ernähren können. Deshalb wurde ein neues Lebensmittellabor für 800 Millionen Euro beschlossen.

Grünes Licht für Großmoschee

Auch in Frankreich gibt es immer mehr muslimische Gotteshäuser – Die Bevölkerung ist gespalten

Von JEAN-PAUL PICAPER

Im Dezember wird der liberalkonservative Bürgermeister von Marseille, Jean-Luc Gaudin, dem Vorsitzenden des Regionalen Moslemrates seiner Stadt, Aderrahmane Ghul, die Schlüssel der ehemaligen Saint-Louis-Schlachthöfe mit großem Pomp überreichen, damit dessen Glaubensgenossen dort die größte Moschee Frankreichs einrichten können. Die Umbauten sollen 30 Monate dauern. Der bereits recht ansehnliche Bau wird eine Kuppel und zwei Minarette von 25 Metern Höhe erhalten. Dieser „mohammedanische Dom“, wie man ihn bereits nennt, wird auf 2550 Quadratmetern abgedeckter Fläche Platz für 5000 Gläubige und auf dem Vorhof im Freien für sehr viel mehr Menschen bieten, denn das Gelände ist insgesamt 8600 Quadratmeter groß. Anläßlich des großen Aidfestes hatten die Moslems bisher immer die große Ausstellungshalle der Stadt gemietet und dort 10 000 Gläubige versammelt.

Unter den alteingesessenen Bürgern der Hafenstadt am Mittelmeer gibt es kaum Proteste und keine Demonstrationen gegen das Vorhaben, anders als in Berlin oder Köln, ja sogar 54 Prozent der Bevölkerung bejahen die Errichtung dieses Monumentes des Islams. 45 Prozent waren es, als Gaudin sich 2001 dafür entschied, den Wünschen der Moslems nachzugeben. Gaudin ist nicht immer für die Moschee gewesen. Während seiner ersten Amtszeit 1995 bis 2001, als er noch der liberalen Partei UDF angehörte, hatte er sich von dem Moscheeprojekt distanziert, das Soheib Bencheikh, ein Sohn des Rektors der Pariser Moschee, vorantrieb. Sein sozialistischer Widersacher, René Olmetta, sprach sich im Wahlkampf 2001 für das Moscheebauprojekt aus. Gaudin, der die rechtsextremen Wähler der Nationalen Front umwarb, schwieg offiziell, ließ aber durchsickern, daß

Marseille: Jeder vierte ist Moslem

er die Moschee bauen würde, falls er wiedergewählt würde.

Und so geschah es. Die Stadt zählt 200 000 Einwohner moslemischen Glaubens, ein Viertel ihrer Bevölkerung, von denen die meisten die französische Staatsangehörigkeit und damit das Wahlrecht besitzen. Am 4. Oktober 2002 trat im Rathaus ein Gremium zusammen, in welchem Vertreter der Moslems saßen, um über den Umbauplan und die Konditionen zu verhandeln. Sie erwirkten am 21. April 2006 eine Entscheidung zugunsten ihrer Kultstätte. Die ultrarechten Parteien, die derzeit eine winzige Minderheit im 101 Volksvertreter starken Gemeinderat bilden, reichten eine Beschwerde beim Verwaltungsgericht ein, das ihnen im April 2007 recht gab.

Die Gegner des Baus argumentierten, daß das Vereinsgesetz vom Jahre 1905 verhöhnt würde, weil die Moslems gegenüber anderen Konfessionen bevorzugt würden. Sie sollten für das Gelände einen Mietvertrag von 90 Jahren zu dem lächerlichen Mietpreis von 300 Euro jährlich bekommen. Indessen stritten die Moslems untereinander heftig darüber, welche von ihren Gruppierungen die Kontrolle über die Moschee ausüben würde.

Daraufhin verkürzte der Gemeinderat den Mietvertrag auf 50 Jahre und erhöhte die Miete auf jährliche 24 000 Euro und gab Mitte Juli grünes Licht für die Großmoschee. Die Gegner haben eine neue Beschwerde eingereicht, die diesmal jedoch wenig Chancen hat, angenommen zu werden. „Ich bin gerührt“, sagte Nurredin Scheikh, der Vorsitzende des Vereins „Marseiller Moschee“, als der Gemeinderat diese „historische“ Entscheidung bekanntgab. Gaudin, dessen Partei UDF mit den Neogaullisten zur UMP fusionierte, die Nicolas Sarkozy unterstützt, ist inzwischen Feuer und Flamme für die Großmoschee. Das Projekt fügt sich nahtlos in die staatlich geförderte Integrationspolitik ein. Von „Anerkennung“, „Integration“, „Akzeptanz“, „Toleranz“, „Verankerung“ ist in den engagierten moslemischen Kreisen der Stadt gegenüber den Ungläubigen die Rede, um die Moschee zu rechtfertigen. Der Regionalvertreter der Union islamischer Organisationen Frankreichs, Mohsen Ngazu, begrüßt „die Dynamik, die sich aus einem so schönem Bau ergeben wird“, für seine Gemeinschaft. Die ehemaligen Migranten beherrschen zumindest das politische Vokabular der Demokratie, die sie umgibt.

Wenn die Mehrheit der Bürger von Marseille auch dafür ist, so heißt das nicht, daß sie auch begeistert ist. Sie können das Schauspiel der auf offener Straße betenden Massen von Gläubigen nur nicht mehr ertragen, von denen die meisten auf einem Stück Pappe als Gebetsteppich knien und viele das Wasser für ihre rituellen Waschungen aus Wasserlachen schöpfen. Jeden Freitag zur Stunde des großen Gebetes wird die Mission-de-la-France-Straße, eine der wichtigsten Verkehrsadern, für die Autos gesperrt. Hunderte von Moslems versammeln sich dort, weil der kleine Gebetsraum des Vereins Nur-al-Huda im Erdgeschoß eines Gebäudes dieser Straße zu klein für sie ist. Manche vermuten, daß diese Versammlungen auf offener Straße das Ziel verfolgen, den Druck auf die Stadtväter zu verstärken. Die Stadt hat bisher 62 moslemische Kultstätten von jeweils weniger als 250 Quadratmetern Fläche, die Platz für 13 000 Gläubige bieten, und sechs große Moscheen, darunter die neu eröffnete Dau-Moschee in der Stadtmitte.

Hauptstraße ist voller betender Moslems

Was die künftige Großmoschee angeht, sind sich die Moslems keineswegs einig. Nassurdine Haidari, der Imam der Gemeinschaft der Komoren, der an Zahl zweitgrößten nach den Algeriern, befürchtet in diesem Riesenzentrum aller Moslems von den anderen geschluckt zu werden. „Die Leute wollen einen Islam in der Nähe ihres Hauses“, meint er. Abderramane Ghul ist in der Tat dafür, die kleinen Moscheen freitags zu schließen, damit die Menschen zu der Großmoschee pilgern. Andere Gruppen wittern im Angebot des Bürgermeisters eine Falle, sie befürchten, daß eine Großmoschee wie in Paris oder Lyon, die „im Sog der französischen Politik“ stehen wird, und in der die Imams in zwei Sprachen, Arabisch und Französisch, predigen müssen, leichter zu beaufsichtigen sein werde.

Immerhin hat Nurredine Scheikh eingewilligt, daß die Gaben aus Algerien, Marokko und Tunesien nicht 40 Prozent des Gesamtbetrages für den Moscheebau übersteigen werden. Der Rest der erforderlichen 8,6 Millionen Euro wird von den französischen Moslems zugeschossen. Wer kann aber kontrollieren, woher die Spenden stammen? Zudem: Moscheen größeren Formats schießen in Frankreich wie Pilze aus dem Boden. Marseille ist nur ein Beispiel.

Schulterschluß mit dem Islam

Rußlands Präsident wirbt in Saudi-Arabien und Indondesien für wirtschaftliche Zusammenarbeit

Von M. Rosenthal-Kappi

Die Reisen Wladimir Putins in Länder des Nahen Ostens sollten dem Westen ein deutliches Warnzeichen sein. Die Botschaft ist eindeutig: Wollt ihr unsere Investitionen nicht, müssen wir unser erwirtschaftetes Geld eben anderswo anlegen. Hier kündigt sich ein Schulterschluß mit den islamischen Staaten an, eine aufsehenerregende Ausrichtung der Moskauer Politik.

So drohte Putin denn auch schon an, ausländische Investitionen in die russische Wirtschaft begrenzen zu wollen. Zur Begründung verwies Putin darauf, daß die USA längst ein entsprechendes Gesetz hätten und auch Westeuropa die Einführung einer Begrenzung plane. Er rechtfertigte seine Androhung mit der Haltung des Westens, der, als Rußland noch keine Möglichkeit hatte, im Ausland zu investieren, von Rußland die Öffnung seiner Märkte gefordert hatte, und der nun, da Rußland über die Möglichkeit verfüge, in anderen Ländern zu investieren, seine Märkte für russische Firmen verschließe. Dies ist als Reaktion auf die Weigerung der Bundesregierung zu verstehen, dem russischen Energiegiganten Gasprom den Zugang zum deutschen Endabnehmer zu gewähren. Auch die Errichtung des US-amerikanischen Raketenschutzschildes entlang den Grenzen des russischen Staatsgebiets spielt eine Rolle bei Rußlands intensivierter Suche nach neuen Wirtschaftspartnern und Verbündeten im arabischen und asiatischen Raum.

Die ersten Erfolge hinsichtlich einer vielschichtigen Zusammenarbeit konnte Putin in Indonesien erzielen, dessen Präsident Susilo Bambang Yudhoyono bereits im Dezember vergangenen Jahres Rußland – dort unter anderem die St. Petersburger Hauptmoschee, eine der größten Europas – besucht hatte. Bei Putins Staatsbesuch in Indonesien wurde ein Kooperationsabkommen zwischen den Ölgiganten Pertamina und Lukoil unterzeichnet sowie neben anderen Wirtschaftsvereinbarungen ein Vertrag zwischen dem russischen Aluminiumproduzenten Rusal und der indonesischen Gesellschaft Aneka Tambang. Ferner wollen Lukoil und Pertamina Öl- und Gasvorkommen in Indonesien gemeinsam erschließen. Einen Kredit von etwa einer Milliarde US-Dollar für indonesische Waffenkäufe wird die russische Außenhandelsbank VEB gewähren. Jakarta ist laut Nachrichtenagentur „RIA“ an SU-Jagdflugzeugen, U-Booten und Hubschraubern verschiedenen Typs interessiert. Putin sprach in einem ebenfalls über „RIA“ verbreiteten Artikel davon, den „Dialog mit Indonesien als einem der führenden Staaten der islamischen Welt und dem Land mit der größten moslemischen Bevölkerung“ führen zu wollen. In Indonesien sieht Putin einen der wichtigsten Partner Rußlands im asiatisch-pazifischen Raum und einen zukünftigen Wachstumspunkt der Weltwirtschaft. Der Warenumsatz zwischen Rußland und Indonesien ist in den vergangenen Jahren bedeutend angestiegen. Putin kündigte Kooperationen in zukunftsträchtigen Bereichen wie der Energiewirtschaft, Weltraumtechnologie, Telekommunikation, Flugzeugindustrie und der zivilen Atomwirtschaft an.



Der russische Präsident sagt dem Westen den Kampf an und sucht sich neue Partner: Putin mit Prinz Salman bin Abdul Aziz, Gouverneur von Riad und Bruder von König Abdullah Foto: pa

Daß Rußland sich in der islamischen Welt positionieren will, zeigt die Tatsache, daß das Land bei der Organisation Islamische Konferenz Beobachterstatus erhält. Als Kronzeuge für Rußlands Toleranz gegenüber dem Islam wurde der tschetschenische Präsident Ramsan Kadyrow vorgeschickt. Kadyrow besuchte bereits im August Saudi-Arabien und Jordanien, um die dortigen Monarchen davon zu überzeugen, daß im Nachkriegs-Tschetschenien der Frieden wiederhergestellt und der Aufbau in vollem Gange sei und niemand die Moslems wegen ihres Glaubens verfolge, wie es Extremisten heute noch behaupten. Mit Putins Zustimmung hatte Kadyrow ins tschetschenische Gudermes zu einem Friedens-Kongreß eingeladen, zu dem zwar nicht alle Größen der islamischen Religion kamen, der aber Kadyrow einen Platz neben den islamischen Monarchen verschaffte. Daß Tschetschenien im Dialog mit der islamischen Welt eine Rolle spielt, beweist unter anderem die Ankündigung, am 2. Dezember, dem Tag der Dumawahlen, ein Referendum über die Verlängerung der Amtszeit des tschetschenischen Präsidenten durchzuführen. Dies würde die Macht Kadyrows, des Gefolgsmanns des Kremls, weiter ausbauen.

In Abu Dhabi, Hauptstadt der Vereinigten Arabischen Emirate (VAE), traf Putin Präsident El-Nahyan, der zum Zeichen des Entgegenkommens die Gewährung eines Baugrundstückes für eine orthodoxe Kirche im Emirat Sharjah zusagte, um die tolerante Einstellung der VAE gegenüber nichtislamischen Konfessionen zum Ausdruck zu bringen. Putin lobte die Beziehungen im politischen und humanitären Bereich, stellte eine stärkere Zusammenarbeit im wirtschaftlichen Bereich in Aussicht.

Die Befürchtung westlicher Länder, zu sehr in Abhängigkeit von russischen Energieversorgern zu geraten, könnte sich ins Gegenteil verkehren, wenn diese zuerst ihre neuen Partner versorgen. Die Verbraucher hierzulande hätten dann das Nachsehen.

MELDUNGEN

Vorkämpferin für Menschenrechte

Paris – Frankreichs Regierungschef Francois Fillon mußte seine übereifrige, von Sarkozy ins Amt gehobene Staatssekretärin für Menschenrechtsangelegenheiten zurückpfeifen, nachdem die 30jährige gebürtige Senegalesin Rama Yade sich gegen die Räumung einer Zeltstadt ausgesprochen hatte. In dem Zeltdorf, in das die Politikerin mit ihrem Dienstwagen fuhr, um die Räumung zu verhindern, lebten Afrikaner. Rama Yada hob hervor, daß die Linken, die schon bei weniger harten Maßnahmen die Konservativen als „Faschisten“ bezeichnen, in diesem Fall die Ausführenden waren, denn der Vorort wird kommunistisch regiert.

Afghanistan als Todesstoß?

Sydney – Japans angeschlagener Ministerpräsident Shinzo Abe hat erklärt, daß er, sollte das japanische Parlament den Afghanistan-Einsatz seines Landes nicht verlängern, nicht um jeden Preis an seinem Posten festhalten wird. Die Opposition in seinem Land betont Japans pazifistische Haltung seit dem Zweiten Weltkrieg und betonte bereits, daß sie Abe von einem Rücktritt nicht abhalten würde.

Signal für Versöhnung?

Ankara – Der in der Türkei umstrittene neue Staatspräsident Abdullah Gül gibt sich versöhnlich und hat Generalstabschef Yasar Büyükanit geladen. Die Armeespitze hat versucht, Güls Wahl zu boykottieren, da er in ihren Augen ein Islamist ist und die Trennung von Kirche und Staat gefährdet. Das türkische Militär sieht sich als Bewahrer des Erbes Atatürks.

»Europa ist arm an Kindern geworden«

Höhepunkte des Papst-Besuches in Österreich

Von R. G. Kerschhofer

Die dreitägige Visite Papst Benedikts XVI. in Österreich war so etwas wie ein Heimspiel. Denn drei Viertel der Bevölkerung sind – trotz aller Probleme der Kirche – katholisch, und der in unmittelbarer Nachbarschaft aufgewachsene Joseph Alois Ratzinger ist durch zahlreiche Besuche und „Aufenthalte“ mit dem Land bestens vertraut: Unter anderem war er hier als Jugendlicher zum Schanzenbau gegen die Rote Armee eingesetzt, und 2004, bei seinem letzten Besuch als Kardinal, leitete er eine Wallfahrt der Notare nach Mariazell.

Mariazell war diesmal sogar Anlaß der Reise, die der Papst als Pilgerfahrt und nicht als „Pastoral-Besuch“ verstanden wissen will. Der weit über die Landesgrenzen beliebte obersteirische Wallfahrtsort feiert nämlich dieses Jahr seine Gründung vor 850 Jahren.

Doch eine Papst-Reise hat immer auch weltliche Bezüge, und so konnte man gespannt sein auf Aussagen und Begegnungen. Obwohl es eine „Pilgerreise“ war, wurde der Papst am Flugplatz von Bundespräsident Heinz Fischer mit militärischen Ehren empfangen – des Dauerregens wegen allerdings im Hangar. Anschließend ging es ins Stadtzentrum zu einem Treffen mit der Jugend bei der Kirche „Am Hof“. „Am Hof“ – dort befand sich einst die Residenz der Babenberger-Herzöge – war der größte Platz im alten Wien und Schauplatz zahlreicher Großereignisse. Danach kam es auf dem in unmittelbarer Nähe gelegenen Judenplatz zur Begegnung mit Vertretern des Judentums und einem stillem Gedenken vor dem dortigen Mahnmal.

Erster Höhepunkt war die Ansprache des Papstes vor den Vertretern von Staat und Gesellschaft in der Hofburg. Eine Europa-Rede, denn es wurde aufgezeigt – in durchaus „weltlicher“ Diktion und Argumentation – wie sehr sich kirchliche Positionen mit dem decken, was für das physische und geistig-kulturelle Überleben der Völker Europas politisch unumgänglich ist – oder wäre: Europa könne und dürfe seine christlichen Wurzeln nicht verleugnen. Politiker hätten der Globalisierung solche Regeln und Grenzen zu geben, daß sie nicht auf Kosten der Ärmeren realisiert werde. Religion und Vernunft dürften nicht zu imperialistischen Zielen mißbraucht werden. Und Toleranz dürfe nicht zur Gleichgültigkeit ohne bleibende Werte degenerieren.

Hauptanliegen war der Schutz des Lebens „von der Empfängnis bis zum natürlichen Tod“. Basis aller Menschenrechte sei das Recht auf Leben. Die Glaubwürdigkeit, auch der Kirche, hänge von dem ab, was für Frauen in Bedrängnis getan werde, und Europa müsse kinderfreundlicher werden. Als Alternative zur strikt abgelehnten Euthanasie wurde auf die Palliativ-Medizin verwiesen, die ein Sterben in Würde ermögliche. Hervorgehoben wurde auch die Sonntagsruhe, bei der Kirche und Gewerkschaften konform gehen – wenngleich aus unterschiedlichen Motiven.

Der zweite Tag war dem National-Heiligtum Mariazell gewidmet.

Für die Meßfeier vor der Basilika wurde aus dem Benediktinerkloster Kremsmünster der über 1200 Jahre alte „Tassilo-Kelch“ entliehen, den Bayern-Herzog Tassilo III. gestiftet hat und der Sinnbild ist dafür, daß die karolingische Ostmark von Bayern aus christianisiert wurde. In Fürbitten und Gesängen waren die Sprachen aller Länder der einstigen Donau-Monarchie zu vernehmen, eben der Länder, aus denen bis heute – oder heute wieder – Pilger nach Mariazell kommen.

Der dritte Tag begann mit einer feierlichen Messe in und vor dem Stephansdom. Auch hier waren zahlreiche Pilger anwesend, zu erkennen an den vor dem Dom geschwenkten Fahnen. Darunter eine irakische – was daran erinnert, daß von den 500000 seit der US-Invasion geflüchteten oder vertriebenen Christen einige in Österreich Aufnahme gefunden haben.

Am Nachmittag weihte der Papst die theologische Hochschule im Stift Heiligenkreuz bei Wien. Würdiger Abschluß war ein Treffen mit Vertretern der freiwilligen und ehrenamtlichen Hilfsdienste, kirchlicher wie nicht-kirchlicher.

Benedikt XVI. ist der dritte Papst, der Österreich besucht. Johannes Paul II. war insgesamt dreimal im Land, 1983 auch in Mariazell. Der erste päpstliche Besucher war 1782 Pius VI. Laut geltender Lehrmeinung wollte er Kaiser Joseph II., der zahlreiche Klöster „säkularisierte“, in seinem Eifer bremsen. Erfolglos. Neueren Studien zufolge hatte Pius aber ein anderes Hauptanliegen – und dabei offenbar doch Erfolg: Joseph II. soll nämlich beabsichtigt haben, nach anglikanischem Vorbild eine Staatskirche zu gründen.

Der Wallfahrtsort Mariazell

Der Gründungslegende nach wurde im Jahre 1157 ein Benediktiner-Mönch als Seelsorger in die Mariazeller Gegend entsandt. Mit sich führte er eine 48 Zentimeter große hölzerne Marien-Statue, um die er seine Zelle baute – daher Mariazell. Um 1200 ließ Vladislav Heinrich, Herzog von Böhmen und Markgraf von Mähren, dort die erste Kirche bauen. Ludwig der Große, König von Ungarn und Polen, stiftete um 1370 gotische Zubauten. Der großzügige barocke Um- und Ausbau erfolgte durch die Habsburger.

Die Verehrung Mariens als Schutzherrin hat in den Ländern zwischen Adria und Polen auch einen politischen Hintergrund, nämlich den jahrhundertelangen Abwehrkampf gegen die Türken. Mariazell selbst wurde zweimal – 1420 und 1532 – von Türken verwüstet, blieb aber 1683, im Jahr der zweiten Türkenbelagerung Wiens, verschont.

Die als Gnadenstatue verehrte schlichte Marienfigur mit Jesuskind – heute in der Basilika mit Prunkgewand zu sehen – trägt die Ehrentitel „Magna Mater Austriae“ (Große Mutter Österreichs), „Magna Hungarorum Domina“ (Großherrin der Ungarn) und „Mater Gentium Slavorum“ (Mutter der slawischen Völker). Dem entspricht bis heute das „Einzugsgebiet“ des Wallfahrtsorts Mariazell. Der 1975 im Wiener Exil verstorbene ungarische Kardinal Mindszenty war zunächst in der Mariazeller Basilika bestattet und wurde erst nach der Wende in seine Heimat überführt.

Das Stift Heiligenkreuz wurde 1133 von dem Babenberger Markgrafen Leopold dem Heiligen gegründet, dem Landespatron Österreichs. Den Namen hat es von einer Kreuz-Reliquie. Es ist das einzige Zisterzienserkloster der Welt, das seit der Gründung ohne Unterbrechung besteht. Die ursprünglich romanische Anlage wurde durch gotische und barocke Zubauten ergänzt. Das Kloster gilt als konservativ – und hat im Gegensatz zu den meisten anderen Klöstern keinen Nachwuchsmangel. Heiligenkreuz beherbergt auch eine theologische Hochschule, die nunmehr die Bezeichnung „Päpstliche Hochschule Benedikt XVI.“ tragen darf. *RGK*

»Moment mal!«



Hotel Oma ... und was dann?

Von Klaus Rainer Röhl

Mama, die Kinder kommen dieses Wochenende zu euch, ist dir doch recht, oder? Wir wollen zwei Tage zu diesem Fortbildungs-Seminar. Mit Wellness-Hotel und allem. Wir müssen einfach mal ausspannen. Die Kinder sind im Augenblick in einem schwierigen Alter, aber du kriegst das schon hin, oder? Die freuen sich schon so auf dich, du freust dich doch auch, oder?“

Klar. Das „oder?“ ist keineswegs ernst gemeint. Ob die Oma, die mit 60 noch in einem Beruf tätig und manchmal ziemlich angestrengt ist, auch mal ausspannen muß? Oder auch gerne einmal Fortbildung oder Sport machen würde? Unwichtig. Jetzt führt sie das „Hotel Mama“ beziehungsweise das „Hotel Oma“. Wollte sie das 1968? Wollte unsere Generation das? Schade, daß Rudi Dutschke nie Großvater wurde. Vielleicht hätte er einen Ausweg auf dem langen Marsch in die Sackgasse gewußt.

Alice Schwarzer wollte schon mal gar keine Kinder. „Ich habe abgetrieben!“ lautete ihr bekanntester Artikel. Im „Stern“. Wir müssen ihr das glauben. Jedenfalls ist die „Apo“ jetzt bei den Apo-Opas angelangt – und die sogenannte Selbstverwirklichung von einst endgültig als das erkennbar, was sie auch damals war: Purer, schrankenloser Egoismus. Geld her für alle. Freie Zeit für freie Menschen. Kindertagesstätten und Krippen sind nicht genug. Die Kinder werden auch in der Freizeit noch abgegeben – beim Hotel Oma. „Die Kinder kommen diesmal in den Ferien zu euch. Wir müssen einfach mal zu uns selber kommen. Richtig ausspannen. Ist euch doch recht? Oder?“ Klar! „Die hängen ja so an euch.“ Hotel Oma, so lange es geht. Was aber, wenn die Oma nicht mehr kann? Wenn der Opa auch Ruhe braucht und am Ende seines Lebens auch „mal zu sich kommen“ will? Und schließlich müde und krank wird? Gilt dann noch der Generationenvertrag, die jahrtausendealte Arbeitsteilung zwischen jung und alt? Seit dem Beginn der Zivilisation, rund 4000 vor Christus, wurden alte Menschen nicht mehr getötet oder von einer Klippe gestürzt, wie noch bei den Spartanern und einigen Indianerstämmen. Von schlimmeren Bräuchen bei einigen afrikanischen Völkern nicht zu reden.

Bei unseren genetischen Vorfahren, den mittelgermanischen Stämmen, waren die Alten hochgeehrt. Greise Priesterinnen galten als heilig. Gute Zeiten für Senioren. Da hören wir heute leider ganz andere Töne, wo wir auch hinhören: „Sag mal Papa, bist du auch ausreichend versichert für dein Alter? Hast du da genügend vorgesorgt? Die Altersheime sind ja verdammt teuer ... Ich hab Probleme mit meiner Mutter, die will nicht ins Heim. Aber sie kann nicht mehr allein. Und das Haus ist ja nun wirklich zu groß. Die geben ja das ganze Geld aus, wenn die so weitermachen ... Warum muß Papa denn einen so teuren Wagen fahren in seinem Alter? Den fährt er ja gar nicht aus. Und die teuren Zahnimplantate für Oma? Mein Gott, diese Entwicklung in der Medizin und mit den Organ-Transplantationen!“ Es gibt einfach zu viele Alte, sagt unsere Gesundheitsministerin.

„Also, haben wir unserer Mutter gesagt, du mußt doch jetzt nicht mehr Auto fahren, das geht auch so, du mußt dir jemand nehmen, der für dich einkauft ... Wir tun ja alles, was wir können, aber meinen Vater zu uns in die Einliegerwohnung nehmen, und für immer? Mal abgesehen vom dem Mietausfall, aber: Der will ja gar nicht zu uns, sagt er – der will in seiner Wohnung bleiben. Wenn er womöglich ein Pflegefall wird? Wir sind doch kein Krankenhaus ... Schrecklich, wie lange die Medizin die Leute leben läßt. Eine richtige Quälerei ... Meine Mutter ist schon seit zehn Jahren inkontinent, das ist doch kein Leben! Ich besuche sie jede Woche einmal, aber ich glaube, sie merkt es gar nicht richtig. Das ist eine solche Belastung für uns, auch für meinen Mann. Und das Haus. Da will sie nicht raus. Das Haus muß verkauft werden, auf die Dauer. Das können wir gar nicht halten.“

Nein. Nein, nein, nein. Liebe junge Freunde, jetzt wollen wir euch mal etwas sagen: Das Vermögen, das Haus und den kleinen Wohlstand haben wir nach dem Krieg erarbeitet, besonders als Vertriebene, die mit buchstäblich nichts angefangen haben. Es wird einmal an euch vererbt. Keine Angst. Allein bis zur Jahrtausendwende wurden in Deutschland 2000 Milliarden Euro vererbt. Aber so lange wir leben, wollen wir noch selbst bestimmen, wie. Das teure Auto, das wir sehr gut fahren können und mögen, gehört uns, es wurde von unserem Geld gekauft, und das Geld für die Zahnimplantate für die Oma und die teure Ägyptenreise wurde von unserem Geld bezahlt. Das Geld auf dem Konto gehört uns. Einverstanden? Unser Haus, das wir uns gebaut oder gekauft und eingerichtet und in dem wir euch großgezogen haben, finden wir immer noch sehr schön, unser Auto auch. Nur die Verkehrsbehörde kann uns den Führerschein wegnehmen. Und in das Haus zieht vielleicht mal ein nettes, junges Ehepaar ein, gern auch Polen oder Russen, das uns pflegt, wenn wir nicht mehr alles können. Nicht alles, aber noch genug, um gern in unserem Haus zu leben. Wir wollen nicht ins Heim. Auch nicht ins „gute“ Heim. Für die anderen Alten, die sich nicht das „gute“ Pflegeheim an der Elbchaussee oder im Schwarzwald leisten können, hat sich gerade letzte Woche herausgestellt, durch eine Untersuchung des „Medizinischen Dienstes der Krankenkassen“, daß die „billigen“ Heime erschreckend oft eine Hölle für die dort auf Lebenszeit eingesperrten bedürftigen Alten sind.

Längst gibt es Richtlinien, die eine menschenwürdige Behandlung garantieren. Aber sie werden nicht eingehalten. Die Zahl der unangemeldeten Kontrollen bei allen Pflegediensten und Heimen muß, wenn möglich, verzehnfacht und ein Prüfsiegel wie beim TÜV muß, wenn möglich, jährlich neu vergeben werden. Denn das Leben und das Wohlergehen unserer Alten und Kranken muß doch wohl mit mindestens so viel Sorgfalt geschützt werden wie die Fahrtüchtigkeit unserer Autos! Ausgerechnet die Gesundheitsministerin (SPD), die aus der alten, dummen 68er Bewegung kommt, in der alles umgestülpt und falsch gemacht wurde und in der jeder von der Wiege bis zur Bahre in Heime, in die Kollektivbetreuung gegeben werden sollte, die Babys am liebsten gleich vom Mutterleib in die Krippe und die Kinder in die Ganztagsschule mit staatlich gekochten Einheitsessen – ausgerechnet diese Frau Ministerin hat jetzt die Familie und die häusliche Betreuung für die Alten entdeckt. Da wird bekannt, daß 50 Prozent der Alten, besonders auf dem Land und den kleinen Städten, immer noch in der Familie gepflegt werden, überwiegend von Frauen. Da soll plötzlich, weil der Staat am Ende ist, aus rein finanziellen Gründen die sonst so verachtete Familie gefördert werden, die von den gleichen Leuten bei jeder Gelegenheit bekämpft wird.

Das Problem gab es offenbar schon vor rund 200 Jahren, als von den Gebrüdern Grimm das Märchen vom Großvater und dem Enkel aufgeschrieben wurde: Es war einmal ein steinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub, und die Knie zitterten ihm. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm auch etwas wieder aus dem Mund. Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davor, und deswegen mußte sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt; da sah er betrübt nach dem Tisch, und die Augen wurden ihm naß. Einmal konnten seine zittrigen Hände das Schüsselchen nicht festhalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt, er sagte aber nichts und seufzte nur. Da kaufte sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller, daraus mußte er nun essen. Wie sie da so sitzen, so trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?“ fragte der Vater. „Ich mache ein Tröglein“, antwortete das Kind, „daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin.“ Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten alsofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mitessen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete.

Ich will es mal so sagen: Wenn ein Volk nicht mehr in der Lage ist, seine eigenen Alten in Würde und Hochachtung vor ihrer Lebensleistung zu versorgen, dann ist die Zeit reif für das Ende unserer Zivilisation. Wer sollte und warum dann noch Widerstand leisten gegen die schleichende Eroberung unseres Landes durch den Islam?



Oma und Opa sind die besten – jedenfalls so lange sie fit und von Nutzen sind. Foto: colourbox

Form ohne Ornament

Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte würdigt Hedwig Bollhagen

Von SILKE OSMAN

Eine der bedeutendsten deutschen Keramikerinnen und Designerinnen des 20. Jahrhunderts wird derzeit mit einer sehenswerten Ausstellung in Potsdam gewürdigt. Die Schau im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte bietet erstmals eine umfassende Retrospektive zu Leben und Werk der Keramikerin Hedwig Bollhagen, deren Kürzel HB bei Keramikfreunden ein feststehender Begriff ist. Von 1934 bis heute produzieren die von Bollhagen gegründeten HB-Werkstätten für Keramik im brandenburgischen Marwitz bei Velten (Kreis Oberhavel) das zeitlose Alltagsgeschirr, mit dem Hedwig Bollhagen die Forderung des Werkbundes und des Bauhauses nach Funktionalität und Ästhetik für jedermann zu verwirklichen suchte.

Besonders beliebt und weit über die Grenzen Brandenburgs hinaus bekannt sind ihre Geschirre mit dem typischen blauweißen Dekor. Doch der Name Hedwig Bollhagen steht für weitaus mehr. In dem von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz herausgegebenen Begleitband zur Ausstellung schreibt Andreas Heger, Kunsthistoriker und Keramiksammler: „Faszinierend ist, daß Hedwig Bollhagen bis zuletzt immer wieder überraschend neue, frisch wirkende geometrische Dekorlösungen für die unterschiedlichsten Formen fand. Zu den schönsten und künstlerisch ausgereiftesten Einzelstücken der 90er Jahre und den Höhepunkten ihres keramischen Schaffens überhaupt zählen solche mit flächenumspannenden Steingutdekoren, besonders mit schwarz gemalten, kleinteiligen Dreiecksmustern auf meist zierlichen kleinen Vasen, Schalen und Dosen.“ Die Keramikerin selbst hat einmal kurz und knapp umschrieben, um was es ihr ging: „In meinen Entwürfen für Formen von Gefäßen versuche ich, immer sparsamere Mitteln anzuwenden. Ich bemühe mich, der ‚Form ohne Ornament‘ die Ehre zu geben, die ihr gebührt, riskiere aber auch Formen, die durch einen Dekor gesteigert und bereichert werden wollen.“

Doch nicht nur Gebrauchsgeschirr und Zierkeramik schuf HB, auch Baukeramik zählte zu ihren wichtigen Aufgaben. So entstanden etwa große Reliefplatten nach Entwürfen des Bildhauers Waldemar Grzimek.

Die Ausstellung in Potsdam präsentiert mit über 700 Objekten die Vielfalt ihres in mehr als 75 Jahren entstandenen Werkes. Gezeigt werden bedeutende Stücke aus dem Werk Hedwig Bollhagens und ihrer Weggefährten. Neben den Klassikern ihrer Servicekollektionen und der auf der Weltausstellung 1937 in Paris mit einer Goldmedaille prämierten Vase werden auch Muster- und Einzelstücke von HB vorgestellt, die zum Teil erstmals in einer Ausstellung zu sehen sind. Filmausschnitte machen die Person Hedwig Bollhagen erlebbar. Ein eigener Ausstellungsbereich dokumentiert die wechselvolle Geschichte der HB-Werkstätten für Keramik. Eine interaktive Medienstation erschließt die für die HB-Werkstätten neben dem Geschirrprogramm wichtige Produktionssparte der Baukeramik. Die Retrospektive im Potsdamer Kutschstall bildet den Auftakt für die 2008 geplante dauerhafte Präsentation des Bollhagen-Nachlasses in Potsdam, der von der Erbin der Künstlerin als treuhänderische Stiftung („Hedwig Bollhagen-Stiftung“) in die Obhut der Deutschen Stiftung Denkmalschutz gegeben wurde.

Im Rahmen der Monumente Publikationen der Deutschen Stiftung Denkmalschutz erscheint ein Begleitbuch „Hedwig Bollhagen – Ein Leben für die Keramik“, herausgegeben von Gudrun Gorka-Reimus im Auftrag des Hauses der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte, 256 Seiten mit etwa 290 Abbildungen, gebunden, 24,50 Euro (im Buchhandel), 22 Euro (in der Ausstellung).

Die Ausstellung „Hedwig Bollhagen – Ein Leben für die Keramik“ im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte, Kutschstall Am Neuen Markt 9, 14467 Potsdam, ist dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr, am Wochenende und an Feiertagen von 10 bis 18 Uhr geöffnet, Eintritt 5 / 3,50 Euro, freitags 4 Euro, bis 13. Januar 2008.



Foto: Andreas Labes

Hedwig Bollhagen wurde am 10. November 1907 in Hannover geboren. Ihre Ausbildung erhielt sie unter anderem an der Staatlichen Keramischen Fachschule in Höhr. Bevor sie 1934 die „HB-Werkstätten für Keramik GmbH“ ins Leben rief, war sie in den Steingutfabriken Velten-Vordamm, der Saatlichen Majolika Manufaktur Karlsruhe und im Rosenthal-Zweigwerk in Neustadt bei Coburg tätig. 1939 legte sie ihre Meisterprüfung in Berlin ab. Von 1946 bis 1972 führte sie die HB-Werkstätten bis zur Verstaatlichung als privates Unternehmen weiter. Nach der Wende wurde das Unternehmen reprivatisiert und unter Bollhagens künstlerischer Leitung neu gegründet. Hedwig Bollhagen starb am 8. Juni 2001 in Marwitz und fand ihre letzte Ruhestätte in Hannover.

Experimente

Setzt sich neuer Stil in Bayreuth durch?

Von IRMGARD DREMEL

Man merkt es bereits seit Jahren: Bayreuth wandelt sich. Der Werkstattgedanke Wolfgang Wagners – eines der großen Konzepte der Inszenierungsgeschichte – besteht zwar noch: Die Regisseure ändern von Aufführungsjahr zu Aufführungsjahr, meistens zum besseren, ihre Erstfassung. Aber es gibt eben Produktionen, die im Ansatz daneben liegen, und wo dann noch so viele „Schönheitschirurgie“ nichts mehr nützt! So etwa Guths „Holländer“ oder auch Martalers „Tristan“. Über Schlingensiefs Pangaudium „Parsifal“ sei der Schleier des Vergessens gebreitet!

In diesem Jahr gab Katarina Wagner ihr mit Spannung erwartetes Debüt auf dem Hügel mit den „Meistersingern“. Intensiv mit dem Werk hat sie sich ja auseinander gesetzt – drei Jahre lang erfolgte Befassung. Dazu der wohl beste Werkskenner, Wolfgang Wagner, an ihrer Seite. Eine phantastische Ausgangslage! Was ist nun dabei herausgekommen?

Vorab: Wir wollen nicht an Details herummäkeln, wenn man wenigstens noch den Zusammenhang mit dem ganzen Werk erkennt. Aber hier ist oft eine derartige Überfrachtung mit Einzelheiten und damit Erklärungsbedürftigkeit entstanden, daß man sich nach den klaren Linien früherer Realisationen sehnt. Da lümmelt Stolzing auf dem Flügel und setzt Puzzles zusammen, während er doch eigentlich Sänger ist und nicht Klavierspieler oder Maler, da schiebt Beckmesser im Alt68er-Look einen großen Leierkasten herein, mit vielen bunten Luftballons, dem ein splitternackter Mann entsteigt, mit einer Barbiepuppe im Arm. Schwellköpfe – Bayreuth wie es lacht und singt –, von denen man außer Richard Wagner und Mozart kaum jemand erkennt, stehen im Hinter- oder bewegen sich im Vordergrund, und haben dann auf einmal aus den Kleidern herausragende erigierte Glieder wie die Figuren von Rabelais oder der Commedia dell arte. Zum Textbuch des Komponisten muß eine Zusatzbroschüre verfaßt werden, die erklärt, was da eigentlich alles gemeint ist. Die – siebenstündige – Aufführung wird mit der Zeit einfach langweilig. Es fehlen einerseits Größe, aber auch andererseits wirkliche Provokation! Was erfreulicherweise nicht krampfhaft herbeibemüht wird, sondern recht gekonnt angedeutet wird, ist das Dritte Reich. Wenn es schon nicht ohne geht – warum eigentlich? – so kann man die Schlußszene (statt Festwiese Parteitagsgelände und Flammen über Kunst und Künstlern) als Anspielung auf die diversen Feuerriten der Nazis verstehen und ertragen.

Ansätze zur Geschlossenheit kommen auch auf in der Prügelszene des zweiten und bei Sachsens Schlußmonolog im dritten Akt. Beides ist durchaus unkonventionell in Szene gesetzt, und trotzdem schlüssig, auch ohne Erklärung! Es muß also durchaus nicht immer Bettenschlacht in Altnürnberg und Festwiese sein – so wunderbar das in Wolfgang Wagners Produktionen war –, um zu beeindrucken! Natürlich war der Choreinsatz wie gewohnt prachtvoll, und die klangschönen Stimmen der Darsteller beeindruckten zum großen Teil. Das Orchester unter Sebastian Weigle brachte stellenweise trotz der „Inszenierung gegen die Musik“ beachtliche Tongewalt zustande und konturierte zumeist klar, was hier nicht leicht war. So hatte man wenigstens, zumindest teilweise, einen musikalischen und sängerischen Ausgleich. Wie sagte doch Richard Wagner zu einer Freundin, die sich über die Inszenierung der Ring-Premiere in Bayreuth 1876 beklagte, sinngemäß, sie solle halt dann auf die Musik hören anstelle auf die Bühne zu schauen.

Und was bringt Bayreuth in den nächsten Jahren? 2008 „Parsifal“, 2009 keine Neuinszenierung nach den vielen der letzten Jahre, und 2010 wird es einen neuen „Lohengrin“ geben. Man fragt sich, ob sich der „neue Stil“ weiter durchsetzen wird, oder ob eine Rückbesinnung erfolgt. Bayreuth ist etwas Besonderes unter den großen Festspielorten der Welt, es ist bekannter als alle anderen, und es wird in aller Welt als Kulturzentrum Deutschlands verehrt. Daher ist es auch besonders anfällig gegen mißglückte Experimente!

Bote und Spiegel des Lebensrhythmus

Das Schweinfurter Museum Georg Schäfer zeigt Blumenstücke und Stilleben aus dem Spätwerk von Lovis Corinth

Von SIGRID BERTULEIT

Das Werk des deutschen Impressionisten und Sezessionisten Lovis Corinth (1858–1925) ist durch die Wirren des Zweiten Weltkrieges in alle Himmelsrichtungen zerstreut worden. 1996 fand in der Berliner Nationalgalerie die umfangreiche zeitgenössische Corinth-Retrospektive statt, die dem Museum Georg Schäfer (MGS) inhaltlicher Anknüpfungspunkt dazu ist, am Beispiel der Floralia und des Stillebens dem spartenreichen Schaffen des Malers nachzugehen.

So untersuchte das MGS im Jahr 2004 das Gemälde „Perseus und Andromeda“ aus dem bislang immer noch vernachlässigten Frühwerk. Mit der Ausstellung „Flora, Sinnbild und Abbild – Blumenstücke und Stilleben von Lovis Corinth“ wendet sich das MGS nunmehr dem Corinthschen Spätwerk zu.

Die Nationalsozialisten verfemten die Arbeiten des ostpreußischen Malers. Corinths Œuvre wurde in zwei Teile aufspaltet. Die Werke bis 1911, vor Corinths Schlaganfall, galten als ausstellungsfähig, seine Werke nach 1911 wurden aus den Museen entfernt und als „entartet“ diffamiert.

Es ist dem Schweinfurter Museum ein Anliegen, dem Publikum zum Teil noch unbekannte Bilder aus dem Spätwerk zu eröffnen.

Die jetzt ausgestellten Kostbarkeiten der Kunst des blühenden und vergehenden Arrangements stammen aus Privatbesitz und musealen Beständen.

Das klassische Motiv der Flora verarbeitete der Künstler in bislang drei nachgewiesenen Flora-Darstellungen. Hier wandelt sich das ursprüngliche Sinnbild der Flora als antike Göttin alles Blühenden, der Jugend und des Lebensgenusses zum porträtartigen Abbild einer modernen Frühlingsbotin des frühen 20. Jahrhunderts.

Vor dem Hintergrund der Corinthschen Rezeption der antiken Mythologie bietet es sich an, auch einen speziellen Ausstellungssaal zur klassischen Darstellung der Flora zu zeigen, ausgehend von der Quelle der Metamorphosen.



Lovis Corinth: Flora (Öl, 1919, Ausschnitt). Das Bild steht im Mittelpunkt der Ausstellung. Foto: Museum Georg Schäfer. Schweinfurt

Unmittelbar vor und nach dem Entstehen seines zentralen Flora-Gemäldes aus dem Jahr 1919 schuf der Maler mehrere Blumenstilleben, wobei in seinem gesamten Œuvre immer wieder Folgen von Stilleben auftreten, die sich seinen anderen bekannten Motiven wie Akt, Landschaft, religiöse und mythologische Darstellung, Porträt und Selbstbildnis thematisch übergangslos anschließen.

> In Corinths Œuvre sind Folgen von Stilleben zu finden

Lovis Corinth setzte dabei alle bekannten traditionellen Formen von Stilleben-Sparten um. Er knüpfte sowohl an den Typus des Küchenstücks als auch an das Blumenstilleben Alter Meister an.

Das Früchtearrangement oder das Frühstücksstilleben lassen sich in seinem Werk genauso finden wie das Jagdstilleben und die symbolisch gefärbte Gegenstandsbespiegelung, die auf Vanitas verweist. Einige seiner Stilleben zeugen von der Wechselbeziehung zwischen identifiziertem Modell, der malerisch virtuos ausgeführten Flora-Göttin in irdischer Gestalt und der schöpferischen Paraphrase überlieferter Bildaussagen.

Bislang wird die späte Schaffenszeit Corinths eher unter dem Gesichtspunkt der Walchensee-Bilder gesehen. Die Thematik der Flora und der Floralia (Fest der Flora) in der Deutung des Sezessionisten Lovis Corinths ist in der Schweinfurter Ausstellung im modernen Ambiente zu entdekken.

Die Ausstellung im Museum Georg Schäfer, Brückenstraße 20, 97421 Schweinfurt, ist dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr, donnerstags bis 21 Uhr geöffnet, Eintritt 7 / 6 Euro, bis 4. November. Es ist ein reich bebilderter Katalog erschienen.

Auf einer Klippe über dem Kanal

Im französischen Granville würdigt man die Mode-Ikone Christian Dior mit einem Museum

Von Uta Buhr



Mode in zauberhafter Umgebung: Kreationen des Meisters werden in der alten Villa gezeigt. Fotos: T. Seni, Maison Christian Dior, Ludovic Leguyader, Musée Christian Dior

Mit Granville, dem Badeort an der Westküste der normannischen Halbinsel Cotentin, verbindet sich der Name einer Ikone französischer Lebensart. Auf einer Klippe hoch über der Manche – dem Ärmelkanal – wurde Christian Dior am 21. Januar 1905 geboren. Die vornehme, von einer parkartigen Landschaft umgebene Villa „Les Rhumbs“ wurde von seiner architektonisch hochbegabten Mutter Madeleine mit verschiedenen baulichen Raffinements angereichert. Als der Vater, ein wohlhabender Industrieller, nach dem „Schwarzen Freitag“ des Jahres 1929 sein Vermögen verlor, mußte die Familie das Anwesen verlassen. Inzwischen vom französischen Staat gekauft, wurde es in das „Musée et Jardin Christian Dior“ umgewidmet.

Insgesamt 80 Modelle sind in dem zweistöckigen Gebäude ausgestellt – vom sensationellen New Look mit seinen weit ausladenden Röcken, knappen Corsagen und wippenden Schößchen über die strenge A- und H-Linie bis hin zu den Kreationen jener Modeschöpfer, die das Werk Diors, des „Architekten der Haute Couture“, nach seinem Tode am 24. Oktober 1957 fortsetzten: Yves Saint-Laurent, Marc Bohan, Gianfranco Ferré und John Galliano. Farben, Formen und Stoffe – nur edelste Materialien aus Samt, Seide und handgeklöppelten Spitzen wurden verwendet – sind ein einzigartiger Augenschmaus. „Selbst bekennende Modemuffel sind beeindruckt“, resümiert Vincent Leret, Kustos des Hauses, den Erfolg des Museums.

Das weinrote Ensemble in einer Vitrine – leicht ausgestellter Rock, tailliertes Jäckchen mit nur einem Knopf als einzigem Schmuck – entzückt eine Besucherin. „Très chic“, haucht sie. Und wie einfach! Die elegantesten Kreationen sind stets eine Synthese aus äußerster Schlichtheit und einem kleinen raffinierten Etwas – sei es ein Faltenwurf oder – wie hier – ein großer Schmuckknopf an der richtigen Stelle. Wer ein gut gefülltes Portemonnaie besitzt, kann sich übrigens jedes Modell im Pariser Haus an der feinen Avenue Montaigne nacharbeiten lassen. „Das Atelier nimmt Ihre Maße, und Sie bekommen haargenau dieses Tailleur, das Ihnen paßt wie eine zweite Haut“, lächelt Monsieur Leret.

Inmitten eines Rosengartens liegt ein großes Wasserbecken, über dem sich Bienen und Libellen tummeln. Der junge Christian Dior schuf dieses kleine Paradies, in dem er sich nach getaner Arbeit entspannte. War es die frische Seeluft, die ihn zu seinen kühnen Modeideen inspirierte und ihn gleich nach dem Krieg weltberühmt machte? Er besaß einen untrüglichen Instinkt für Stil und höchste Qualität. Der veranlaßte ihn, trotz aller noch bestehender Vorurteile mit verschiedenen deutschen Unternehmen zusammenzuarbeiten, die ihn mit Materialien erster Güte belieferten. Ein hohes Lob spendete er den Berlinerinnen in ihrer geschundenen und geteilten Stadt – ein Balsam auf ihre Seelen: „Sie alle sind – richtig gekleidet – genauso hübsch wie die Pariserinnen.“

Der kleine Mann mit der Halbglatze und dem Allerweltsgesicht war ein Diplomat und Frauenversteher von hohem Rang! Das von ihm seinerzeit für ein amerikanisches Magazin verfaßte kleine „Dictionnaire de la Mode“ über Modetugenden und -sünden ist heute noch ebenso aktuell wie in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts.

„Wenn Sie groß sind, vermeiden Sie tunlichst, sich zu frisieren und zu kleiden wie ein kleines Mädchen mit Schleifchen und Rüschen“, rät er im Plauderton. Die kleine Frau hingegen sollte möglichst unifarbene Ensembles tragen, weil die strecken.

Jean Cocteau, Dichter, Künstler, Regisseur und Ästhet in Personalunion, bewunderte das Modegenie und stellte eine Beziehung zwischen dem Namen Dior und „Dieu – Or“ (Gott und Gold) her. Zweifellos – Christian Dior war ein Gott unter den Couturiers – oft kopiert, doch nie erreicht – der das „goldene Zeitalter der Mode“ nach einem der grausamsten Waffengänge der Geschichte einläutete.

Keine Mode ohne betörende Düfte! „Riechstationen“ mit Diors bekanntesten Parfums – Miss Dior, Diorama, Diorissimo und Fahrenheit – wurden zwischen Rosenbüschen und Taxushecken des Klippengartens angesiedelt. Während wir genußvoll schnuppern, erzählt Vincent Leret, die Bevölkerung Granvilles habe während der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts indigniert die Nase gerümpft und ausgerufen: „Cela pue Dior – das stinkt nach Dior!“ Des Rätsels Lösung: Vater Dior produzierte Düngemittel, deren Gestank selbst die würzige Seeluft nicht tilgen konnte. Der Sohn, der feinsinnige Schöpfer traumhafter Moden und korrespondierender Düfte, entschädigt heute noch die Bürger von Granville mit wundervollen Aromen. In Diorissimo, dem Maiglöckchen-Parfum, steckt übrigens kein einziges Maiglöckchen! Maiglöckchen – Diors Lieblingsduft – lassen sich trotz des intensiven Duftes der Pflanze sehr schwer destillieren. Daher brillieren in Diorissomo unter anderem Jasmin und Ylang-Ylang!

Auf Duftstoffe und optische Freuden ist ein Kontrastprogramm mit leiblichen Genüssen angesagt. Im Hafen von Granville reiht sich ein Fischrestaurant an das nächste. Der tägliche Fang kommt auf die blankgescheuerten Tische: Barsche, Seeteufel und Kabeljau. „Die besten Austern stammen aus normannischen Gewässern.“ Jérome, Kellner in „La Citadelle“ in der Rue du Port, serviert zu den Meeresfrüchten einen Cocktail aus Cidre und Kir: „Der wurde auch im Hause Dior getrunken“, schmunzelt er. „Sie sehen, welche Genien unsere wunderbare Landschaft mit den aromatischsten Äpfeln der Welt hervorbringt. Also – jeden Tag mindestens ein Glas Cidre trinken. Und als Absacker einen Calvados. A votre santé.“

Die Ausstellung im Musée et Jardin Christian Dior – Villa „Les Rhumbs“, F-50400 Granville / Normandie, ist bis zum 24. September geöffnet, Eintritt 5 Euro, www.musee-dior-granville.com .

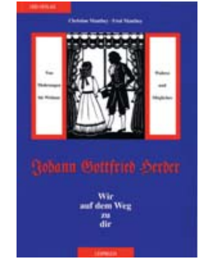
Kultur und Geschichte für Kinder

Wie sag ich's meinem Kinde, werden manche Eltern fragen, wenn die Sprößlinge kluge Fragen stellen und ebenso kluge Antworten erwarten. Oft muß ein Lexikon her, um beide Teile zufriedenzustellen. Ein gutes Beispiel



***Kristina B. Volke: „Berlin von Alex bis Zille. Ein Lexikon für Kinder“*, Prestel Verlag, München 2007, 128 Seiten, 150 Abb., brosch., 19,95 Euro**

gibt das Berlin-Lexikon mit etwa 200 Stichworten zu Sehens- und Merkwürdigkeiten der Hauptstadt. Johann Gottfried Herder wäre begeistert gewesen, schließlich hat er sich gewünscht, daß Kinder gern



***Christine und Fred Manthey: „Johann Gottfried Herder – Wir auf dem Weg zu dir. Von Mohrungen bis Weimar. Wahres und Mögliches“*, Hrsg. BdV, Landesverband Thüringen e. V., Erfurt 2007, 160 Seiten, zahlr. Abb., 28,60 Euro**

lernten. Ein neues amüsantes und doch lehrreiches Buch, mit leichter Hand gestaltet, macht Lehrende und Lernende mit Herder, seinem Leben und Werk vertraut. *SiS*

Eine Gans ist nicht nur zum Mästen da

Putlitzer Preis 2007 wurde in Brandenburg verliehen

Von Helen Bauers

Wie bitte? Ein Satzfehler – gleich in der Überschrift? Zudem noch ein sachlicher Schnitzer – wo doch der gebildete Leser weiß, daß der „Pulitzer Preis“ für hervorragende journalistische Leistungen von der New Yorker Columbia Universität in den USA vergeben wird?

Keine Sorge – es handelt sich hier wirklich um den „Putlitzer Preis“ (mit „t“ hinter dem „u“), benannt nach dem Ort Putlitz in Brandenburg, nahe Pritzwalk, Perleberg und Wittenberge. Und tatsächlich wird hier – augenzwinkernd gesprochen: als europäisches Pendant – auch ein Preis vergeben: vom Literaturverein 42er Autoren e.V.

„Die 42er Autoren sind ambitionierte Schriftsteller und unterstützen ihre Mitglieder dabei, auf dem Literaturmarkt Fuß zu fassen“, erläutert Präsidentin Karen Lark, „einige unserer Mitglieder haben ziemlich schnell Bücher in namhaften Verlagen veröffentlicht und / oder Literaturpreise gewonnen.“

Anlaß, einen eigenen Literaturpreis auszuloben? „Möglicherweise – erstmals wurde jedenfalls 2002 ein Preis für Nachwuchs-Autorinnen und -Autoren jeden Alters ausgeschrieben“, erläutert Karen Lark, „als Anreiz dafür, die eigene Geschichte vielleicht unter den Siegertexten im 42er Autorenkalender veröffentlicht zu sehen. Prämiert werden übrigens nur ‚Kürzestgeschichten‘ von maximal 1000 Worten.“ Und die Resonanz? „Nach fünf Jahren pendelt sich der Durchschnitt aktuell bei zirka 700 eingesandten Texten jährlich ein“, freut sich Karen Lark.

Und die Preisverleihung findet traditionell in Putlitz statt? „Als ‚Putlitzer Preis‘ wurde die Auszeichnung 2005 das erste Mal in Brandenburg vergeben“, erinnert sich Dirk Becker, 2. Vorsitzender der 42er Autoren, „unser damaliger Präsident Tom Liehr entdeckt auf seinen Fahrten zwischen Berlin und Hamburg die Autobahnausfahrt Putlitz und war von der Namensähnlichkeit so begeistert, daß er nicht nur den Bürgermeister für die künftige Verleihung des ‚Putlitzer Preises‘ in dessen Stadt gewinnen konnte, sondern als Schirmherren auch das Oberhaupt der traditionell hier ansässigen Adelsfamilie, Gebhard Gans Edler zu Putlitz.“ *Gans* Edler zu Putlitz? „Der Ahnherr der Edlen zu Putlitz stammte aus einer Familie altadeliger Großbauern, die eine erfolgreiche Gänsezucht betrieben“, weiß Dirk Becker, „was möglicherweise dazu führte, daß ‚Gans‘ ein ehrenvoller, vererbbarer Bestandteil des Familiennamens und die Gans zum Wappentier von Putlitz wurde. Eine andere Geschichtsversion berichtet, daß Gänse in der Frühgeschichte Putlitz’ durch ihr Geschrei die schlafenden Wächter weckten und so die Burg vor dem Übergriff feindlicher Ritter retteten. Die 42er Autoren haben die Bedeutung der Gans für Putlitz im übrigen aufgegriffen und verleihen an die drei ersten Preisträger beim ‚Putlitzer Preis‘ neben den ausgelobten Dotationen auch Gänseskulpturen aus Keramik“, ergänzt Dirk Becker schmunzelnd.



Glückliche Preisträger: Michael Maria Kröhn (2. Platz), Michaela Ude (3. Platz), Anja Jonuleit (1. Platz) mit dem Putlitzer Burgfräulein 2007 und Gebhardt Gans Edler von Putlitz Foto: Bauers

Das klingt passend – aber wie wird die Verleihung so eines geschichts- und geschichtenträchtigen Preises denn nun überhaupt gestaltet? „Wir sind sehr froh, die Siegertexte bei einer Lesung im stilvollen Ambiente des historischen Trausaals im Putlitzer Rathaus präsentieren zu können“, meint Karen Lark, „wir prämieren je eine Geschichte auf Platz 1 bis 3 und bis zu neun Geschichten auf Platz 4. Sofern die Preisträgerinnen und Preisträger anwesend sind, lesen natürlich sie selbst, was der Veranstaltung eine besondere Farbigkeit verleiht.“ Aber auch die Ansprache des Schirmherrn, der den Preisträgern gern zusätzlich ausgewählte Spezialitäten aus der Region überreicht, die Untermalung des Abends durch den Vortrag klassischer Musik und die Anwesenheit des jährlich gekürten Burgfräuleins von Putlitz sorgen für lebendige Momente. In diesem Sommer waren übrigens im festlich dekorierten und gut besuchten Trausaal insgesamt neun Kurzgeschichten zum ebenso interessanten wie schwierigen Thema „Aus blauem Glase“ zu hören. 2008 dürfen sich Literaturinteressierte auf Texte zum Motto „Gelegenheiten“ freuen.

Wer Zeit und Lust hat, im kommenden Sommer die Verleihung des „Putlitzer Preises“ 2008 mitzuerleben (oder sich sogar selbst mit einer „Kürzest-Geschichte“ an der Ausschreibung beteiligen möchte), wer sich für Landschaft und Historie des Ortes Putlitz und seiner Umgebung oder für den Literaturverein der 42er Autoren interessiert, findet Näheres im Internet unter www.putlitzer-preis.de und www.putlitz.de oder www.42erAutoren.de.

Ein Erbe der Eiszeit

Die Holsteinische Schweiz: Nicht nur für Radler das Paradies hoch im deutschen Norden

Von Elke Gersmann



Das Plöner Schloß: Das Prinzenschloß war Kadettenanstalt für die Söhne von Kaiser Wilhelm II. Foto: Tourist Info Plön / ddp

Sanft geschwungen zieht sich die Birkenallee durch die hügelige Landschaft im Nordosten Schleswig-Holsteins. Durch das hellgrüne Dach blinzelt die Sonne hindurch, Blätter schaukeln millionenfach wie kleine Fähnchen im Wind. Rechts und links der schmalen Landstraße breiten sich Felder aus, unterbrochen von Wallhecken aus Holunder, Weißdorn und Hainbuchen. Kleine ökologische Kostbarkeiten, die Tieren Nahrung und Unterschlupf bieten. Diese Knicks genannten Feldabgrenzungen sind keine neue Erfindung. Die meisten wurden vor über 200 Jahren angelegt – wenn auch nicht ganz freiwillig: Ein Gesetz verpflichtete Bauern und Gutsherren, ihr Land mit „lebendem Pathwerk“ einzugrenzen. Und so prägen sie das Gesicht der Holsteinischen Schweiz bis heute.

Wer sich über den Namen der Region amüsiert, sei gewarnt: Plattes Land wird hier niemand vorfinden. Denn viele Jahrtausende vor den Bauern hat die letzte Eiszeit diese Landschaft modelliert und einige beachtliche Hügel zurückgelassen, vor denen sich ahnungslose Radler verwundert die Augen reiben werden. Die höchste Erhebung Schleswig-Holsteins ist der Bungsberg mit stolzen 167 Metern. Hier zeigt sich auch, wie ernst es den Nordlichtern mit ihren Bergen ist: Er ist zwar nur selten in Betrieb, aber es gibt sogar einen Skilift.

Doch von der Eiszeit sind nicht nur Hügel geblieben: Über 200 Seen glitzern in der Holsteinischen Schweiz. Der größte ist der Große Plöner See. Dorthin führt auch die Birkenallee, in das schöne Dorf Bosau. Zu Zeiten Heinrich des Löwen war es ein Bischofssitz. Wobei Vicelin, der Apostel der Holsten, jedoch ein bescheidener Bischof gewesen sein muß: Er ließ sich Mitte des 12. Jahrhunderts mit der St.-Petri-Kirche den kleinsten Bischofsdom der Welt erbauen.

> Alter Bischofssitz im Wandel der Zeiten

Weniger bescheiden wirkt das Plöner Schloß, das weithin sichtbar am gegenüberliegenden Ufer des Sees thront. Doch der weiße Renaissancebau paßt wunderbar in diese idyllische Seenlandschaft, in der kleine Segelboote zwischen winzigen Inseln kreuzen. Eine Schar Wildgänse, die laut schnatternd auf der Wasserfläche landet, macht das Bild perfekt. In und um Bosau müssen sich Schafe und Rinder ihre Wiese mit dem graszupfenden Federvieh teilen.

Zwischen dem Plöner und dem Vierer See geht es mit dem Rad weiter Richtung Plön durch wasserreiche Erlenbruchwälder, Buchenwälder und bunte Feuchtwiesen, auf denen noch Sumpfdotterblumen, Kuckuckslichtnelken und seltene Orchideen wachsen. Duftende Heckenrosen säumen den Pfad, Wildgänse recken ihre Hälse, um die Vorbeifahrenden zu beäugen, wuschelige Highland-Rinder stehen bis zum Bauch im Wasser und beobachten gelassen das Geschehen.

Auch den Menschen hält es bald nicht mehr an Land – denn das glasklare Wasser lädt zum Baden ein. Gelegenheiten gibt es genug in Form von kleinen und größeren Badebuchten mit nahezu perfekten Sandstränden. Und weil das Wasser flach abfällt, können auch Kinder ausgiebig plantschen.

In Plön bleibt man für eine Stadtführung am besten auf dem Rad. Denn diese führt dann auch zur idyllischen Prinzeninsel.

Erst geht es jedoch durch die Altstadt mit ihren schmalen Twieten hinauf auf den Schloßberg. Die Aussicht ist fantastisch und es ist keine Frage, warum Herzog Joachim Ernst im Jahre 1633 sein Schloß genau hier bauen ließ.

Mit ein bißchen Glück kann man seit einigen Jahren über dem See einen anderen Herrscher beobachten: den König der Lüfte. Seeadler ziehen in der Holsteinischen Schweiz wieder ihre Kreise.

Hochherrschaftlich geht es auch weiter: Das Prinzenhaus wurde Mitte des 18. Jahrhunderts als Gartenschloß errichtet. Seinen heutigen Namen bekam es durch die sechs Söhne Kaiser Wilhelms II. Sie wurden hier erzogen, denn das Schloß war zu dieser Zeit eine Kadettenanstalt. Auch die Prinzeninsel, ein kleines Naturparadies, bekam so ihren Namen.

Nicht alle wählen für ihre Entdeckungstour nur das Fahrrad. Viele zieht es auch auf das Wasser. Schließlich liegt Plön zwischen 16 Seen, die alle miteinander verbunden sind und wunderbar per Kanu erkundet werden können. Ganz bis nach Eutin ist es jedoch zum Paddeln etwas weit. Die ehemalige Bischofsresidenz war damals auch der Musenhof der gesamten Region.

> Plön liegt zwischen 16 Seen

Als kulturelles Zentrum Schleswig-Holsteins wurde Eutin deshalb als Weimar des Nordens bekannt. Carl Maria von Weber ist der bekannteste Sohn der Stadt, und jedes Jahr werden ihm zu Ehren im Schloßgarten Festspiele veranstaltet.

Festspiele ganz anderer Art, mit Indianergeheul und knallenden Gewehren gibt es in der nahegelegenen Kreisstadt Bad Segeberg, dem südlichen Tor zur Holsteinischen Schweiz.

Jedes Jahr aufs neue reitet Winnetou zwischen den Felsen des 91 Meter hohen Kalkberges.

Eine geologische Besonderheit, die außerdem einen grandiosen Rundumblick über die Wälder und Seen der Holsteinischen Schweiz bietet.

Die eigentlichen Hausherren lassen sich von den Besuchern meist nicht stören: Die Mitglieder der Fledermauskolonie kommen erst in der Dämmerung aus ihrer Höhle heraus.

Die pelzigen Flieger gehören zu den bedrohten Arten und sind streng geschützt. Im spannenden Fledermaus-Zentrum Noctalis kann man viel über sie erfahren – und einigen von ihnen sogar begegnen.

MELDUNGEN

Borgward Blitzkarren

Bremen – Die Geschichte der bremischen Autoindustrie begann 1924 mit dem „Borgward Blitzkarren“. Ein Auto von kleinsten Ausmaßen, das dazu nur drei Räder besaß und mit seinen 2,2 PS eher an heutige Mopeds erinnert. Aber es war der Anfang einer Bremer Erfolgsgeschichte. Das kleine Gefährt paßte perfekt in die damalige Wirtschaftskrise und verkaufte sich hervorragend. Mit der Konzernerweiterung in Bremen-Sebaldsbrück, im Jahr 1938, war der vorläufige Höhepunkt der Produktion ziviler Fahrzeuge erreicht. Die bis dato modernste und größte private Automobilfabrik Deutschlands trug den Namen „Carl F. W. Borgward Automobil- und Motorenwerke“. Bis Ende der 50er Jahre avancierte Borgward zum viertgrößten Automobilhersteller in Deutschland und beschäftigte 20000 Menschen in den Bremer Werken. Erst 1971 erfolgte die vollständige Übernahme durch die Daimler-Benz AG. Noch heute gibt es Modelle der historischen Borgward-Autos im Bremer Focke-Museum zu sehen. Automobilbau hautnah zu erleben gibt es bei einer Führung durch das Bremer DaimlerChrysler-Werk. Hier wird hinter die Kulissen einer hochmodernen Automobilfabrik geschaut und die Geburt der SL-, SLK-, CLK- oder C-Klasse live miterlebt. Infos Telefon (0 18 05) 10 10 30.

Wenn Opa mit dem Enkel ...

Berchtesgaden – Im Berchtesgadener Land werden Senioren im Herbst wieder zu Kindern. Zumindest wenn sie mit ihren Enkeln Urlaub machen. Dann zahlen sie vom 1. Oktober bis 4. November bei fünf Attraktionen an der Kasse nur den Kinderpreis. Die Bergbahn auf den Jenner, das Salzbergwerk, die Watzmann Therme, das Kehlsteinhaus und die Seenschifffahrt auf dem Königsee setzen im Herbst auf das Großeltern-Enkel-Team. Im Salzbergwerk können Oma und Opa mit den Enkeln in den Bauch des Berges reisen, auf einer Rutsche in die Tiefe gleiten und mit einer Fähre den Spiegelsee überqueren. Im Angebot ist auch die Fahrt über den Königsee, über den Elektroschiffe zwischen Schönau und St. Bartholomä verkehren. Zu Gipfelstürmern werden die Gäste auf dem 1874 Meter hohen Jenner, auf den sie mit einer Seilbahn gelangen. Informationen telefonisch unter (0 86 52) 96 70. *ddp*



Reise um die Welt

Menschen und ihr Glaube

Der Roman „Der Weltensammler“ erzählt die fiktive Geschichte des englischen Entdeckers Richard Burton. Der Leser begleitet den Abenteurer auf seinen Reisen nach Indien, Arabien und Afrika.

Trotz der Tatsache, daß in der Abfolge des Romans alle drei Reisen chronologisch aufeinander aufbauen, sind sie doch in sich völlig unterschiedlich.

Während der erste Teil des Buches, welcher Burtons Aufenthalt in Indien behandelt, manchmal einen recht unstrukturierten und konfusen Eindruck auf den Leser macht, ist der Plot der Reise nach Arabien, um so farbenfroher und spannender.

Wie ein Chamäleon paßt Burton sich immer wieder der Kultur und dem Glauben seiner Mitmenschen an, um sich darin beinahe selbst zu verlieren.

„Die Sonne muß untergehen und der Mond schrumpfen, bis Kairo sich öffnet, wie eine Muschel, und seine Schönheit in Silhouetten offenbart ... Zuerst sieht er nur das Minarett über dem Dachgesims und dann, auf einmal, die leuchtende Einladung der Gewölbe. Es ist Zeit für ein weiteres Gebet. Er hört auf den eigenen Atem, während er seine Hände in das Becken taucht und jeden Finger einzeln wäscht. Das Plätschern ist einlullend.“

Diese Fähigkeit sich fast bis zur Selbstaufgabe anzupassen, ist für die Menschen, die Burton auf Teilen seines Weges begleiten, jedoch nicht immer logisch nachvollziehbar.

„Aber er konnte mir nichts vormachen, ich habe bemerkt, mit welcher Hingabe er sich den Ritualen widmete, wie viel Zeit er damit verbrachte, auswendig zu lernen, was er kaum verstand. Da verstand ich, er nahm an, in seinem Glauben genauso von einem Überwurf zum anderen wandeln zu können wie in seinem Benehmen, in seiner Kleidung, in seiner Sprache. Und als mir das klar wurde, verlor ich einen Teil meines Respekts für ihn.“

Burton selbst hält von der „beschränkten“ Einstellung seines Begleiters eher wenig, denn die Beweggründe, aus denen Burton handelt, deuten auf einen Menschen hin, der in seinem Leben schon weit gereist ist und viele Erfahrungen gesammelt hat.

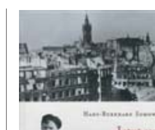
„Wieso haben wir so viele verschiedene Formen unseres Glaubens? Weil Anforderungen an den Glauben im Wald anders sind als in der Ebene oder in der Wüste. Weil die Gewürze vor Ort den Geschmack des gesamten Gerichtes verändern.“

Ein klares Urteil über den Roman fällt schwer. Mal spannend, manchmal etwas wirr und dann wieder mitreißend und durcheinander.

Ebenso facettenreich wie die Kulissen, vor denen der Roman spielt, sind auch Aufbau, Handlung und Struktur der drei Reisen, auf welche Ilija Trojanow den abenteuerlustigen und wißbegierigen Burton entsendet.

Dem Leser bleibt da nur eines, und zwar sich von Teil zu Teil immer wieder aufs neue überraschen zu lassen. *A. Ney*

***Ilija Trojanow: „Der Weltensammler“**, dtv, München 2007, 517 Seiten, 10 Euro, Best.-Nr. 6341*




Zuerst starb der Bruder ...

Erschütternde Kriegs-Erinnerungen eines Königsbergers

Auch diese Tragödie beginnt friedlich: „Es war ein prächtiger ostpreußischer Sommer, der Sommer 1944 ...“ Hans-Burkhard Sumowski schreibt sich in „Jetzt war ich ganz allein auf der Welt‘ – Erinnerungen an eine Kindheit in Königsberg 1944–1947“ die schlimmste Zeit seines Lebens von der Seele. „Nach fast 60 Jahren habe ich den Mut gefunden“, notiert der 1936 in Königsberg geborene Wirtschaftsingenieur.

In klaren Worten, teilweise für den Leser authentisch seinen Erinnerungsprozeß verdeutlichend, erinnert sich der Autor, wie Essensrationalisierung und Bombardierung den damals achtjährigen Jungen eher wie ein Abenteuer vorkamen. Seiner Mutter gelang es, selbst aus fast nichts etwas zu zaubern, was dem Sohn Freude machte.

Doch das schönste Geschenk ist für das Einzelkind jene Nachricht: „Bei Vaters letztem Besuch hatte sich etwas Besonderes ereignet, wovon ich erst jetzt erfuhr. Meine Mutter war schwanger, und im März sollte ich endlich ein Geschwisterchen bekommen.“

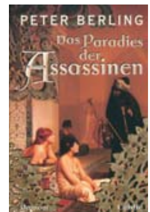
Doch kurz nach der Geburt des Brüderchens müssen Hans-Burkhard, seine Mutter mit Baby, Tante Christel und die Großmutter vor den Russen fliehen. Doch die Flucht mißlingt. Vor allem Tante Christel wird von den Russen unzählige Male vor den Augen ihrer Familie vergewaltigt, während Hans-Burkhards Mutter aufgrund des Neugeborenen in ihren Armen in Ruhe gelassen wird. Dann das Unglaubliche: Die junge Mutter kann das Leid ihrer geschundenen Schwester nicht weiter mit ansehen, legt dieser den Säugling in die Arme und wird somit selber Opfer der Übergriffe, während ihre Schwester sich erholen kann.

Doch die Zeit der Opfer ist damit erst am Anfang. Kälte und Nahrungsmangel zermürben die Familie, der Säugling stirbt, was Hans-Burkhard tief erschüttert, doch sein kleiner Bruder wird nicht das einzige Familienmitglied bleiben, das der Junge sterben sieht. „Jetzt war ich ganz allein auf der Welt“, so der Titel.

Der Autor zeigt die bestürzenden Ereignisse auf, die dazu führen, daß er als Kind fast gleichgültig gegenüber Toten wurde und mit einer Horde Gleichaltriger auf der Suche nach Nahrungsmitteln sich sogar freute, als er in einem Kellerloch verwesende deutsche Soldaten entdeckte, die noch ihre Nahrungsration bei sich trugen: Das Essen wird genommen, die Toten ohne jede Scheu und Emotionen zur Seite geschoben. Heute quälen den Senior deshalb Albträume, doch damals verlangte der Wille zu Überleben dies von ihm, denn selbst im Waisenhaus wurden die Kinder nicht genügend versorgt.

Hans-Burkhard Sumowskis „Jetzt war ich ganz allein auf der Welt‘ – Erinnerungen an eine Kindheit in Königsberg 1944–1947“ ist eine der erschütterndsten und ergreifendsten geschriebenen Autobiographien, welche die Rezensentin je gelesen hat. Nach Hunderten von thematisch ähnlichen Erinnerungen gehört diese zu den am besten umgesetzten. *Bel*

***Hans-Burkhard Sumowski: „Jetzt war ich ganz allein auf der Welt‘ – Erinnerungen an eine Kindheit in Königsberg 1944–1947“**, DVA, München 2007, geb., 252 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr. 6316*



Mission ohne Wiederkehr

Spannende, leichte Unterhaltung über die Zeit der Kreuzzüge

Drei Reiter ziehen durch das unwegsame Gelände des Noisir-Gebirges. Der zwielichtige Husain Ad-Din Marzuban, „Der Geschickte“, An-Nasir Ad-Daula, „Der Eunuch“ und sein Adoptivsohn Sayf. Diese ausgewählte Reisegruppe soll dem Oberhaupt der Assassinen in Syrien, Sheik Sinan Rashid Al-Din, auch genannt „Der Alte vom Berg“, eine Botschaft überbringen. Als sie vor dem Gesuchten stehen, lautet die Botschaft: „Sheik Sinan, Ihr möget heraustreten aus der Verborgenheit!“ Darauf hin wird die alte Festung Masyaf, gelegen zwischen dem umkämpften Grenzgebiet der beiden christlichen Fürstentümer Antioch und Tripolis, wieder instand gesetzt und zum Hauptsitz des „Alten vom Berge“ erkoren.

Auf der Burg Montmor werden die Ereignisse allerdings mit Mißtrauen beobachtet. Herr auf Montmor ist der fränkische Ritter Roger du Ferbac, der aus dem Johanniter-Orden ausgeschlossen wurde, weil er bei einer Strafexpedition des Ordens, gegen den Befehl, ein junges Mädchen aus einem brennenden Haus gerettet hatte. Er heiratete die Gerettete und bekam drei Söhne und eine Tochter. Victor, der Jüngste, ist von den Fremden, über die so Aufregendes berichtet wird, fasziniert. Sein Vater nennt sie verächtlich Haschischraucher und eiskalte Mordgesellen.

Gegen den Willen seines Vaters werden Sayf und Victor Freunde, und dessen größter Wunsch ist es, in die Gemeinschaft der Assassinen aufgenommen zu werden. Beide brennen darauf, vom Sheik auf eine Mission ohne Wiederkehr geschickt zu werden. Als Belohnung winkt den jungen Männern das „Paradies der Assassinen“, wo sich die schönsten Jungfrauen befinden sollen. Als Victors Vater davon erfährt, verbannt er ihn an den Königshof von Jerusalem, wo er als Page dienen muß. Mit Hilfe des skurrilen Jaluddin, einem Gaukler und Waffenmeister, gelingt ihm die Flucht. Auf seiner abenteuerlichen Rückkehr gerät er in die Schlachten zwischen Sultan Saladin und Richard Löwenherz. Wird er seine „Mission“ erfüllen können? Denn nur dann öffnet sich das Tor zum „Paradies“.

In seinem historischen Roman „Das Paradies der Assassinen“ erzählt Peter Berling aus der Zeit, als Sultan Saladin sich aufmachte, das Heilige Land von den Kreuzrittern zurückzuerobern.

Die Hauptfigur des Romans, Sheik Sinan, versteht es, durch Intrigen die Geschicke des Landes seinen Interessen gemäß zu steuern.

Die Spannungen zwischen Christentum und Islam hat Berling gekonnt in die Familie Roger du Ferbac eingearbeitet. Dieser Roman ist eine Mischung aus geheimnisumwobenen Figuren, Abenteuern, Intrigen und geheimnisvollen Verflechtungen. Eine spannende Lektüre. *Barbara Mußfeldt*

***Peter Berling: „Das Paradies der Assassinen“**, Gustav Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach, geb., 553 Seiten, 22 Euro, Best.-Nr. 6340*



Zu bieder für die Bayern

»FAZ«-Redakteur schreibt über die CSU, ohne Prognosen zu wagen

Georg Paul Hefty ist ein intimer Kenner der CSU. Nach dem Studium der Politikwissenschaft stieg der 1947 im niederbayerischen Pfarrkirchen geborene heutige Redakteur der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ („FAZ“) als Referent der CDU/CSU-Bundestagsfraktion in das Berufsleben ein „und nahm teil an der Vielfalt der Politik von der Wahlkreisbetreuung über die parlamentarische Untersuchung bis hin zur Gesetzesvorbereitung“. So steht es zumindest in seiner „FAZ“-Kurzbiographie unter der Rubrik „Die Redaktion stellt sich vor“. Seit 1981 ist Hefty professioneller Politikbeobachter und -kommentator bei der „Zeitung für Deutschland“ und vornehmlich für Fragen der Innenpolitik zuständig. Eine gewisse Sympathie für den sozialen Flügel innerhalb der Union ist seinen Beiträgen eigen.

Die Lektüre dieses schmalen Bändchens kann nicht schaden – aber viel Nutzen bringt sie auch nicht. Als Kommentator der „FAZ“ überzeugt Hefty oft mit seinen klugen Analysen. Sein Urteil über das politische Treiben in Berlin und deutschlandweit ist meist fundiert, originell und tiefschürfend. Sein Wissen über die CSU ist beachtlich, keine Frage. Er kennt sich bis in die kleinsten Verästelungen der „erfolgreichsten Partei der westlichen Welt“ aus. Doch manchmal schadet zu viel Spezialistentum. Denn so genau will es der Leser im Zweifelsfall auch wieder nicht wissen, wenn er nicht gerade an einer politikwissenschaftlichen Seminararbeit über die weiß-blaue Staatspartei sitzt. Wenn man über die CSU schreibt, muß die Sprache ja nicht gleich krachledern sein, aber ein wenig mehr Farbe wünscht man sich schon. Der Journalist Hefty kann zupackend und zugespitzend formulieren, hier tut er es zu wenig. Vielleicht ist er eher der Mann für die journalistische Form. „Die CSU an der Wegscheide“ ist oft so trocken und unoriginell geschrieben, wie es der Titel schon befürchten läßt.

Zu Beginn beschäftigt sich der Autor viel zu intensiv mit der Historie der CSU. Die Leser wollen ja in erster Linie wissen, wie die Nachfolgeregelung im Freistaat aussieht. Was macht Edmund Stoiber nach seinem Abgang? Werden Beckstein und Huber das Fell des Bären untereinander teilen? Darauf gibt Hefty keine plausible Antwort. Klar, er kann in keine Kristallkugel blicken. Doch er wagt noch nicht einmal einen spekulativen Blick in die Zukunft, auf die Gefahr hin, später von der Wirklichkeit korrigiert zu werden. Hefty begründet seine Schwierigkeit mit genaueren Vorhersagen folgendermaßen: „Da der Ober-Bayer Stoiber nicht von einer ihn anerkannterweise überragenden Gestalt verdrängt wurde, sondern von einer in sich zerstrittenen Ansammlung in die Flucht geschlagen wurde, ist die Zukunft der CSU und in gewissem Maße auch Bayerns so unbestimmt wie noch nie seit den 50er Jahren.“

Kein Zweifel: Die perfekteste Machtmaschinerie Deutschlands ist nicht mehr perfekt geschmiert. Das kann nicht allein an der Fürther Landrätin Gabriele Pauli liegen. Selbst nach den verklemmterotischen Posen für das Magazin „Park Avenue“ hätte man sie noch unter dem Motto „Laptop und Latex“ in die große CSU-Familie integrieren können. Denn trotz aller Vorurteile: Bayern ist gerade in Fragen der Liebe in all ihren Schattierungen ein sehr liberales Land. Wenn heute Seehofer und andere CSU-Größen die Frage der ehelichen Treue nicht so genau nehmen, dann eifern sie doch nur imposanten Vorbildern in der Landesgeschichte nach.

Wer bisher Erwin Huber für den Harry Klein der CSU hielt und damit ungeeignet, den Parteivorsitz zu übernehmen, denkt nach der Lektüre dieses Bändchens vielleicht noch einmal um. Hefty attestiert dem Ministerpräsidenten-Kandidaten Günther Beckstein durchaus „Durchsetzungsfähigkeit und Schlitzohrigkeit“. Doch er weist auch auf die Schwachstellen hin, die ihn eigentlich noch weniger als den Generalisten Huber als zukünftigen Landesvater erscheinen lassen: „CSU-Politiker mit gutem Erinnerungsvermögen behaupten, von Beckstein noch nie ein Wort zu Aufgaben der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Kunst, des Umweltschutzes oder der Landwirtschaft gehört zu haben.“

Hefty schließt sein Buch mit der Bemerkung, der kommende Parteitag der CSU im September 2007 habe es in der Hand, „ob er als Abnickmaschine oder als Gestaltungskraft in die Geschichte der CSU eingeht“.

Nur: Wen sollen die rund 160 000 Parteimitglieder bis zu diesem Datum noch aus dem Hut zaubern? Man sollte sich nicht der Illusion hingeben, daß die Nachfolgeregelung, die in Hinterzimmern ausgekungelt worden ist, durch demokratische Willensbekundungen noch umgestoßen werden kann. *Ansgar Lange*

***Georg Paul Hefty: „Die CSU an der Wegscheide“**, Olzog Verlag, München 2007, broschiert, 127 Seiten, 12,90 Euro, Best.-Nr. 6342*



Zu mystisch

Geheimnis um Indianer-Trommel

Manchmal werden Erwartungen enttäuscht. So auch bei „Der Klang der Trommel“. Hatte die US-Autorin Louise Erdrich in „Der Gesang des Fidelis Waldvogel“ unwiederbringlich einfühlsam einen Teil der Geschichte ihres nach Amerika ausgewanderten Vaters als Romanmotiv aufgegriffen, so hat sie sich dieses Mal ihrer durch ihre indianische Mutter vorgegebenen Wurzeln besonnen. Doch irgendwie überzeugt sie hier weniger. „Der Klang der Trommel“ erzählt drei voneinander scheinbar unabhängige Geschichten, die durch eine alte Indianer-Trommel miteinander in Verbindung treten.

Auf der einen Seite Faye Travers, Mitte 50, mit ihrer Mutter zusammenlebend und eine nicht definierbare Beziehung zu dem deutschen Steinmetz Kurt Krahe führend. Faye lebt in einer kleinen Stadt in New Hamsphire und verdient ihr Geld mit der Bewertung und Verwaltung von Nachlässen. „Ich bin nicht sentimental, ich glaube nicht daran, daß alte Dinge ein Menschenleben enthalten. Ich erlebe oft genug, daß intimste Gegenstände in andere Hände übergehen, ohne das etwas von der Liebe zu spüren ist, die sie einst umgab.“ Daß Gegenstände durchaus etwas von dem Wesen ihrer vorherigen Besitzer aufnehmen können, meint sie jedoch zu verspüren, als sie in einem Nachlaß eine alte Indianer-Trommel findet, die sie stiehlt.

Im folgenden wird vom Enkel des Trommel-Erbauers deren Geschichte erzählt. Es geht um Ehebruch, Gift-Mord, Kindstötung, indianische Riten, Wölfe und unglückliche Menschen. Dieser Abschnitt ist zwar sehr atmosphärisch dicht, wirkt aber irgendwie aufgesetzt. Genau wie der dritte Teil, in dem es um eine junge indianischstämmige Mutter geht, die ihre drei Kinder alleine in ihrem Waldhaus zurückläßt, um in der Stadt Sozialhilfe zu beantragen und sich in einer Kneipe zu betrinken, während die Kinder vor Hunger tote Fliegen essen und das Haus versehentlich in Brand setzen. Gerettet werden die Kinder von der Trommel, die der ältesten Tochter den Weg weist.

Wer mystische Untertöne mag, dem kann „Der Klang der Trommel“ zusagen, für alle anderen ist der Roman zu abgehoben. *Bel*

***Louise Erdrich: „Der Klang der Trommel“**, Eichborn, Frankfurt / M. 2007, geb., 275 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr. 6343*

Buch der Woche

Rüdiger Safranski
Schiller oder die Erfindung des Deutschen Idealismus

Friedrich Schiller: Jugendliches Genie, Revolutionär, Dichter. Rüdiger Safranski entstaubt in seiner großen Schiller-Biographie eine der schwungvollsten Gestalten unserer Literatur. Friedrich Schiller läutete mit seinem Enthusiasmus die Epoche der deutschen Geistesgeschichte ein, die man später den "Deutschen Idealismus" genannt hat. Dieses Buch erneuert die abgerissene Verbindung zu einem Genie. Safranski schildert Schillers Leben von den bedrückenden Anfängen in der Stuttgarter Karlsschule bis zu den letzten Jahren in Weimar, als er dem hinfälligen Körper mit ungebrochener Willenskraft sein Spätwerk abringt. Er erzählt, wie Schiller (zusammen mit Goethe) über ein Jahrzehnt, zwischen 1790 und 1805, zum Zentralgestirn des deutschen Geisteslebens werden konnte. Alle sind auf der Bühne versammelt: Novalis, Hölderlin, Schelling, die Brüder Schlegel, Fichte, der junge Hegel, Tieck, Brentano. Mit diesem Buch über Leben, Werk und Epoche eines großen Geistes könnte Schillers Renaissance beginnen.

Geb., 560 Seiten
Best.-Nr.: 4421, € 25,90

Geistige Klammer des Deutschen Ordens

Eine internationale Fachtagung beschäftigte sich in Thorn mit dem Marien-Mythos

Von WALTER T. RIX

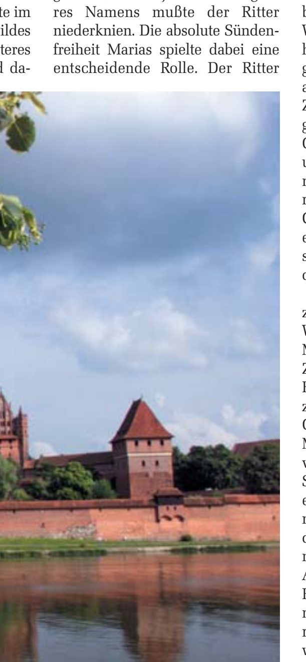
Seine Abhandlung über „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg“ (1843) beginnt Joseph von Eichendorff mit der Bemerkung: „Es geht die Sage, am nördlichen Ende der Waldgegend, welche sich damals von Marienwerder heraufzog, auf dem hohen Nogatufer, wo jetzt die Marienburg steht, habe in alter Zeit ein Kirchlein mit einem wundertätigen Muttergottesbilde gestanden; eine Sage, womit das Volksgefühl am würdigsten die Weihe des Orts bezeichnet, von dem das Christentum, unter dem Schutze der heiligen Jungfrau, jene Wälder durchleuchten sollte.“ Nicht ohne Grund setzt Eichendorffs Darstellung mit dem Hinweis auf den Gründungsmythos des Ordens ein, hatte dieser doch seit seiner Gründung 1190 die Gottesmutter Maria zu seiner Patronin erkoren und durch seine gesamte Zeit hindurch eine ganz besondere Form der Marienverehrung entwickelt. Nach seinem Selbstverständnis war das von ihm kolonisierte und verwaltete Gebiet „Terra sanctae Mariae“. Zahlreich sind die Bildwerke und architektonischen Zeugnisse auch heute noch im Deutschordensland, die von der Marienverehrung künden. Zwar ist dieser Sachverhalt in der bisherigen Forschung durchaus zur Kenntnis genommen worden, aber es liegen erstaunlicherweise bisher keine verläßlichen Untersuchungen vor, in welchem Ausmaß der Marianische Geist eine geistige Klammer für den Orden bildete und bis zu welchem Grade er die Zeugnisse seiner Tätigkeit prägte.

Eine Antwort auf diese Frage zu finden führte 20 Historiker und Kunsthistoriker aus Deutschland und Polen an der Universität Thorn zusammen. Im Zentrum stand damit eine Fragestellung von zentraler wissenschaftlicher Bedeutung, die von ausgewiesenen Experten aus den unterschiedlichsten Perspektiven angegangen wurde. Die Leitung lag in den Händen der Professoren Gerhard Eimer (Kopenhagen), Matthias Müller (Mainz) und Kazimierz Pospiesznzy, Direktor des Instituts für Kunst- und Kulturgeschichte der Universität Thorn.

Zunächst bemühten sich die Teilnehmer der Tagung, die von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen initiiert wurde, darum, das Grundmaterial für die spirituellen Strömungen des Ordens zu erarbeiten, weil hier die Voraussetzungen für seine Entscheidungen sowie seine Architektur und Ikonographie liegen. Die Entwicklung des Marianischen Ordensprinzipes läßt sich bereits am Beispiel der Marburger Elisabeth-Kirche nachweisen. Als Hauptkirche des Deutschen Ordens hat sie ihre Funktion erst 1809 durch Napoleon verloren. An ihrer Entwicklungsgeschichte läßt sich die Überlagerung von Elisabeth- und Marienverehrung aufzeigen. Die durch Konrad von Marburg erbaute Grabeskirche der Heilige Elisabeth wird topographisch teilweise in eine auf ihren Grundmauern entstehende neue Kirche eingemessen. Auf diese Weise ergänzt sich das Prinzip der Memoria mit der Bautechnik, und der Elisabethkult wird praktisch übertragen. In das Grundmuster der Marienkirche wird das Grundmuster der Elisabeth-Grabeskirche eingeschrieben, und indem die nachfolgende Kirche den Grundriß der Bethlehemer Geburtskirche wieder aufnimmt, erfährt sie eine besondere Heiligung. Dadurch werden die Voraussetzungen der Reliquienverehrung in die neue Kirche integriert. Die neue Schutzpatronin Maria nimmt die alte Schutzpatronin Elisabeth ikonographisch in ihren Mantel auf. Die äußere Gestalt der Kirche wird zum materiellen Leib des in ihr ruhenden Leibes. Auf diese Weise erzählt die Architektur die Geschichte von der Übernahme der alten Elisabeth-Verehrung durch den Deutschen Orden: Der Elisabethkult wird immer mehr an den Marienkult angenähert. Dies läßt sich auch am Beispiel des sich heute im Ostchor befindlichen Marienbildes nachweisen. Hier wurde ein älteres Marienglasbild eingesetzt und damit die kosmische Welt Elisabeths in den Marienkult eingefügt. Das abschließende Rundfenster zeigt eine unterhalb der gnadenspendenden Maria kniende Elisabeth und unterstellt sie so im Rang der Gottesmutter.

Die Ordensbrüder wurden ausnahmslos auf Maria als Leitbild verpflichtet, und durch acht Jahrhunderte hindurch zeichnet sich das gesamte Ordensleben durch einen engen Marienbezug aus, der vom Siegel bis zum Hauptbanner des Ordens, dem Marienbanner, reicht. Maria begleitete den Ordensbruder praktisch während des gesamten Tages. Im Rahmen des täglichen Officiums wurde ihrer gedacht, und bei jeder Nennung ihres Namens mußte der Ritter niederknien. Die absolute Sündenfreiheit Marias spielte dabei eine entscheidende Rolle. Der Ritter mußte in Fleisch und Gedanken jeglicher Sexualität abschwören. Eine sublimierte Liebesbeziehung war jedoch in Gestalt der Marienverehrung durchaus üblich. Im Ablauf des liturgischen Jahres kam Maria eine herausgehobenen Stellung zu. Das Ordensjahr kannte allein vier Marienfeste und nur zwei Jesusfeste. Die Mahlzeiten mußten schweigend eingenommen werden. Es gab jedoch sogenannte Tischlesungen, bei denen Mariengeschichten vorgetragen wurden. Die Erforschung der Rezeption dieser Tischlesungen erlaubt nun zahlreiche Rückschlüsse auf die praktischen Tätigkeiten des Ordens. Und schließlich ermöglichte die Kunde von den Marienwundern eine Anbindung der religiösen Welt an die Wirklichkeit des Alltagsgeschehens. Zwei Fragen mußte die Tagung in diesem Zusammenhang allerdings offenlassen: Weisen die Zeugnisse der Marienverehrung grundsätzlich auf ein Wirken des Ordens hin oder handelt es sich um ein gesamteuropäisches Phänomen? Was entspricht in der Mariendarstellung der verbindlichen Geisteswelt des Ordens und was entspringt der persönlichen Vorstellungswelt des einzelnen Ordensbruders?

Anhand konkreter Beispiele zeigten die einzelnen Vorträge die Wechselbeziehung zwischen dem Marienkult und den weltlichen Zeugnissen des Ordens auf. Die Beispiele reichten von der 1945 zerstörten Mosaikmadonna in der Ostnische der Schloßkirche der Marienburg über eine Diskussion von „Gott, Welt und Mensch in der Sicht der Deutschordensritter“ und einer Erörterung der Marienzeugnisse im Dom zu Königsberg und der Kirche in Arnau bis hin zu einer Schilderung der territorialen Auswirkung des Marienkultes im Rahmen des Vortrags „Die Neumark als Teil der Terra sanctae Mariae (1402–1455)“. Abgerundet wurde das theoretische Gesamtbild durch eine eintägige Exkursion, die nach Marienwerder, Marienburg, Pelplin, Pehsken und Kulm führte. In ihrer Gesamtheit vermittelten die Vorträge einen höchst aufschlußreichen und bisher nicht gebotenen Einblick in die geistige Tiefenstruktur des Deutschen Ordens. Sie verdeutlichten anschaulich, aus welchem Geist sich sein Selbstverständnis, seine Politik und nicht zuletzt auch seine Ästhetik ableiten. Dem in etwa einem Jahr erscheinenden Tagungsband kann man daher mit großen Erwartungen entgegensehen: Er wird einen wesentlichen Forschungsbeitrag liefern.



Die Marienburg: Ein mächtiges Bollwerk des Deutschen Ordens Foto: polen-news 24

Das Ostpreußenblatt

Nr. 37 – 15. September 2007

MELDUNGEN

Im Vorfeld der Fußball-WM

Allenstein / Warschau – Auf der vom polnischen Ministerium für Regional-Entwicklung erstellten Liste mit 350 sogenannter „fertigen Planungen“ für Investitionen, die mit Geldern der Europäischen Union realisiert werden sollen, ist das südliche Ostpreußen mit sechs Projekten vertreten. Hierzu gehören der Ausbau der Staatsstraße Nr. 16 Allenstein–Augustow mit der Umgehungsstraße für Allenstein, Baumaßnahmen am Oberländischen Kanal sowie die Rekultivierung der Müllkippe Elbing und die Verbesserung der Abfallwirtschaft in den Gemeinden Elbing, Grünau, Markus, Mühlhausen und Tolkemit. Weitere Projekte sind der Ausbau der Eisenbahnstrecke Danzig–Warschau, der Ausbau des Meereshafens Elbing und die Energieverbindung Polen–Litauen, durch das südliche Ostpreußen. Laut der zuständigen Ministerin für Regional-Entwicklung, Grazyna Gezicka, hängen die Projekte, die sich auf der Liste befinden, auch mit der Fußball-Europameisterschaft 2012 zusammen, doch sei keines nur darauf zurückzuführen. Für den Fall, daß bei der Realisierung des einen oder anderen Projektes Schwierigkeiten auftauchen, liegt bereits eine Reserveliste parat, ergänzte die Ressort-Leiterin ihre Ausführungen. Der Wert aller Projekte beträgt über 42,5 Milliarden Euro. Die Liste ist außer auf dem „Polnischen Monitor“, einem offiziellen polnischen Mitteilungsblatt, auch auf den Internet-Seiten des Ministeriums nachzulesen.

»Aufbau West« in Ratingen

Ratingen – Noch bis zum 21. Oktober dieses Jahres zeigt das Oberschlesische Landesmuseum die Sonderausstellung des Westfälischen Industriemuseums „Aufbau West. Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder“. 300 Objekte, 40 Lebensgeschichten, zahlreiche historische Fotos, Film- und Tondokumente begleiten die Besucher auf ihrer Zeitreise von 1945 bis in die Gegenwart. Im Überblick und an vielen Einzelschicksalen verdeutlicht Aufbau West, wie Millionen Menschen, die 1944/45 und nach Kriegsende als Flüchtlinge oder Vertriebene ihre Heimat in den deutschen Ostgebieten und in ihren Siedlungsgebieten in Osteuropa verlassen mußten, maßgeblich zum Wiederaufbau von Wirtschaft und Industrie in Nordrhein-Westfalen beigetragen haben. Die Ausstellung macht damit ein wichtiges und bislang kaum beleuchtetes Stück deutscher Zeitgeschichte lebendig. Zur Finissage der Ausstellung am 20. Oktober hat sich das Museumsteam etwas Besonderes einfallen lassen: eine Wirtschaftswunder-Revue mit dem Trio „Die Sweethearts“. Die Sweethearts lassen Melodien und Werbespots der 50er Jahre wieder lebendig werden. Karten können bereits jetzt im Vorverkauf an der Museumskasse erworben beziehungsweise telefonisch unter der Nummer (0 21 02) 9 65 - 2 33, per Fax unter der Nummer (0 21 02) 9 65 - 4 00 oder per Mail an die Adresse schildgen@oslm.de reserviert werden.

Ballermann am Kurischen Haff?

Die Nehrung soll bis 2010 zum Tourismusmagneten ausgebaut werden

Von Jurij Tscherynschew

Anfang dieses Jahres gewann der Nationalpark „Kurische Nehrung“ einen Wettbewerb und erhielt den Status einer „Besonderen Wirtschaftszone für Tourismus und Erholung“. Im Januar 2007 hatte die Russische Regierung beschlossen, derartige Zonen einzurichten. Bis Ende September soll die bundesdeutsch-österreichische Beraterfirma „Roland Berger Strategy Consultants“, die sich auf die Planung und Durchführung neuer Konzepte spezialisiert hat, der „Föderalen Agentur für die Verwaltung der Besonderen Wirtschaftszonen“ ein Konzept für die Entwicklung aller Zonen, darunter auch der Kurischen Nehrung, unterbreiten. Ein Firmenmitarbeiter war bereits in der Gebietshauptstadt.

Zur Zeit werden auf der Kurischen Nehrung Grundstücke gesucht, auf denen Hotels entstehen könnten. Zwei Schwerpunkte kristallisieren sich dabei heraus, einer in der Nähe von Pillkoppen und einer im Umfeld von Rossitten. Jedoch wurde schon jetzt die Entscheidung getroffen, die Mehrheit der Hotels um Pillkoppen herum anzusiedeln. Der Plan sieht vor, 60 Mini-Hotels und elf Hotels unterschiedlicher Kategorien mit bis zu 4500 Betten zu errichten (bislang gibt es nur 500 Betten), ebenso viele gibt es auf der litauischen Seite der Kurischen Nehrung.

Im Gebietsministerium für Industrie und Tourismus wurde bereits ein Grundsatzpapier zu den technischen und wirtschaftlichen Aspekten der Gründung der Touristenzone erarbeitet. Der Bau eines Yachthafens in Rossitten ist dabei ebenso vorgesehen wie ein Landungssteg samt Passagierterminal. Außerdem ist geplant, in Rossitten einen geschlossenen Aquapark für 900 Millionen Rubel (rund 26 Millionen Euro) zu bauen. Die Gebietsregierung möchte darüber hinaus ein Vogelmuseum auf der Kurischen Nehrung einrichten sowie ein ethnographisches Museum zur Geschichte der Nehrung, einen touristischen Sportkomplex „Segelflug-Schule“ und ein internationales Bildungs-Kongreßcenter.

Auch plant die Regierung die Infrastruktur der Nehrung zu verbessern – das heißt die Orte Pillkoppen und Rossitten mit Gas und ununterbrochen mit sauberem Wasser zu versorgen. In Pillkoppen benutzt die Bevölkerung bis jetzt Flüssiggas aus Gastanks, und wegen des massiven Baus von Gästehäusern und Einzelhäusern ist die Wasserversorgung verstärkten Belastungen ausgesetzt, die dazu geführt haben, daß sich die Wasserqualität merklich verschlechtert hat. Die Straßen zum Dorf sind schadhaft. Insgesamt müssen 500 Kilometer Straße gebaut werden, für die 1,8 Milliarden Rubel (51,7 Millionen Euro) notwendig sind. Und daß beide Dörfer ihren Strom aus Litauen beziehen und insofern vom Nachbarn abhängig sind, wird auch als ein Problem betrachtet, gegen das etwas getan werden soll. 2010 soll es soweit sei. Dann sollen die Hotels und Erholungskomplexe, verläuft alles nach Plan, fertig sein.

Die Verantwortlichen versprechen sich von dem Projekt 33 000 neue Arbeitsplätze. Zum Vergleich: Nach offiziellen Angaben leben im gesamten Kreis Cranz, zu dem auch die Kurische Nehrung gehört, 32 000 Menschen. So wird man zusammen mit den Touristen wohl auch noch Arbeitskräfte für dieses Gebiet werben müssen.

Doch auch schon vor der geplanten Fertigstellung, sprich innerhalb der nächsten drei Jahre, könnte die Kurische Nehrung – erfüllen sich denn die Erwartungen – zum reinsten Touristenmekka werden, das in der Lage ist, etwa eine Million Touristen pro Jahr aufzunehmen. Man hofft, den jährlichen Umsatz aus dem Geschäft mit dem Tourismus auf der Kurischen Nehrung auf 7,8 Milliarden Rubel, umgerechnet fast 223 Millionen Euro, steigern zu können. Die Frage, wie das alles der Kurischen Nehrung bekommen wird, tritt hinter derartigen ökonomischen Verheißungen zurück.



Blick auf Pillkoppen: Stehen hier bald Bettenburgen und Tourismustempel? Foto: Tschernyschew

Open Spirit vor dem Memelland

Das multinationale Seemanöver diente nicht nur der Simulation des Ernstfalles

Von Hans Lody

Unter der Bezeichnung „Open Spirit“ haben in der Ostsee gemeinsame Flottenübungen der baltischen Staaten stattgefunden. Das ist an und für sich nichts Besonderes, denn derartige Übungen finden seit 1997 im Rahmen der Nato-Initiative Partnership for Peace jedes Jahr statt. Doch das Besondere war diesmal, daß die Deutsche Marine die Führung innehatte und das Manöver vor der Küste der Republik Litauen durchgeführt wurde. Ende August hatten sich die Teilnehmer in Memel gesammelt. Bis diese Woche wurde dann geübt.

Open Spirit ist jedoch kein normales Manöver, in dem nur der Ernstfall simuliert wird. Vielmehr geht es neben dem bloßen Üben von Minenabwehrverfahren in einem multinationalen Umfeld vor allem um das Aufspüren und Beseitigen realer Minen und Munitionslasten zweier Weltkriege vor der Küste der baltischen Staaten, einem Seegebiet, das zu Zeiten des Kalten Krieges jahrzehntelang hermetisch abgeriegelt war. Open Spirit leistet damit einen wichtigen Beitrag dazu, Schiffahrt und Fischerei in der östlichen Ostsee sicherer zu machen. Daß dies notwendig ist, belegen die Operationen vergangener Jahre, bei denen in teilweise viel befahrenen Gewässern jeweils Dutzende Minen, Bomben und sogar alte Torpedos gefunden und unschädlich gemacht wurden.

Die Operationsgebiete wechseln im Rotationsprinzip zwischen den drei baltischen Staaten. Schau-

Fortsetzung auf Seite 16



Führungsschiff des Manövers: Bundeswehr-Tender „Rhein“ Foto: Bundeswehr 2006 / Maik Herrmann

Open Spirit vor dem Memelland

Fortsetzung von Seite 15

platz von Open Spirit 2005 waren das lettische Riga und die Zufahrten zum Riga-Busen. 2006 traf man sich im estnischen Tallinn. In diesem Jahr war nun Litauen Gastgeber. Das vorgesehene Räumgebiet erstreckte sich in einem etwa 20 Kilometer breiten Streifen vor der litauischen Küste zwischen Nidden und Polangen. Hier sollten die teilnehmenden Einheiten nach einer vorbereitenden Phase im Hafen zwischen dem 3. und 8. September aktiv nach Minen und Munition suchen. Eine abschließende Manöverkritik in Memel schloß Open Spirit 2007 dann am 10. September ab.

Insgesamt 19 Einheiten von Nato- und Nicht-Nato-Marinen hatten sich zu Open Spirit 2007 angemeldet und Memel angelaufen. Zu den Teilnehmern gehörten die Einheiten des Nato-Minenabwehr-Verbandes SNMCMG-1 und des Einsatzverbandes Baltron der drei baltischen Staaten sowie weitere Boote aus dem Baltikum und der Bundesrepublik Deutschland, darunter der Tender „Rhein" als Führungsschiff.

Obwohl nicht Nato-Mitglied, beteiligte sich diesmal auch Schweden mit dem großen Minenleger „Visborg" und dem Minenjagdboot „Sparoe" an dem Manöver. Seit 2003 nimmt auch die Baltische Flotte Rußlands an den Minenräumübungen teil. Diesmal übten das Minenjagdboot „Sonya" und der Binnenminensucher „Lida" mit dem internationalen Verband.

Anders als in der Zwischenkriegszeit widmet Litauen seit dem Rückgewinn der 1940 eingebüßten Unabhängigkeit seiner Handels- und Kriegsmarine große Aufmerksamkeit. Memels Hafen dient den Litauern dabei nicht nur als Tor zur Welt, sondern auch als Flottenstützpunkt.

Die neu formierte Marine des Landes verfügt – im Gegensatz zur estnischen oder lettischen – sogar über zwei echte Kampfschiffe. Die Korvetten der sowjetischen „Grisha"-Klasse sind für die U-Boot-Jagd optimiert, verfügen aber auch über Luftabwehrraketen. Die anderen beiden baltischen Marinen verfügen hingegen nur über Wach- und Minensuchboote. Es handelt sich ausnahmslos um ausgemusterte bundesdeutsche, dänische, norwegische, schwedische und finnische Boote.

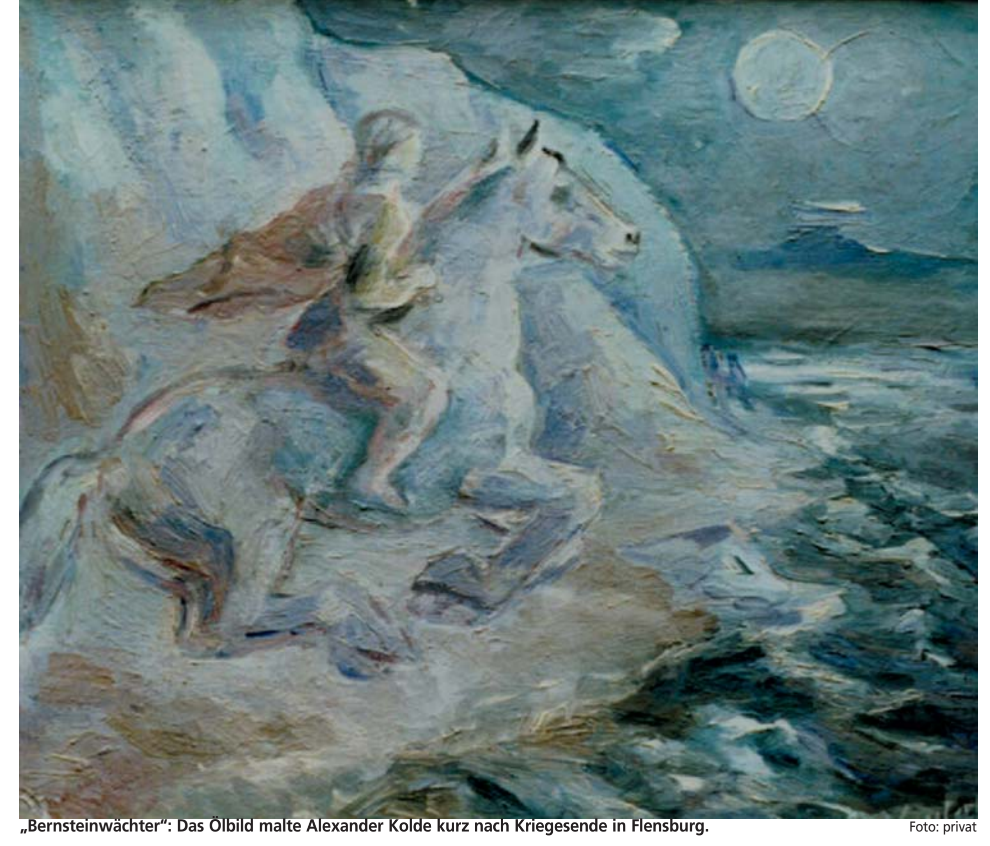
Dabei haben die Balten aus den gemeinsamen leidvollen Erfahrungen mit der Sowjetunion gelernt. Anders als in der Zwischenkriegszeit ist heute die Zusammenarbeit zwischen den drei Kleinstaaten mit dem gemeinsamen großen Nachbarn besonders eng. Die Seestreitkräfte haben sogar ein gemeinsames Geschwader namens Baltron formiert. 2004 trat Litauen der Nato bei. Anders als Polen verzichtet die kleine Republik aber darauf, Rußland zu provozieren und Deutschland zu demütigen. Um sich bei der US-Administration beliebt zu machen, trat das Land der Koalition der Willigen bei und hat einige Soldaten nach dem Irak entsandt. Litauen ist auf Wohlwollen angewiesen, denn eine Erweiterung und Modernisierung der Marine ist aus eigenen Kräften nicht möglich, sondern nur realisierbar, wenn Nato-Partner auch weiterhin bereit sind, seinen Seestreitkräften ausgemusterte Kriegsschiffe zu überlassen. Für den Neubau von Schiffen reicht der Wehrhaushalt jedenfalls nicht aus.

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,

Klaus Nachtigall aus Frankenberg hat gesichtet und aufgeschrieben, was seine Tante **Hedwig Ewert** ihrer Schwester – Herrn Nachtigalls Mutter – aus dem sterbenden Königsberg mitteilte. Er selber hat keine Erinnerungen an seine Heimatstadt, denn er war gerade vier Jahre alt, als er mit Mutter und Bruder Ende Oktober 1944 mit einem Flüchtlingszug nach Sachsen kam. Und während der DDR-Zeit waren Flucht und Vertreibung kein Thema. Erst nach der Wende konnte er sich auf seine Wurzeln besinnen und sich mit ihnen beschäftigen. Jetzt verstärkt, denn seit einigen Wochen ist Herr Nachtigall Bezieher der *PAZ* und natürlich gilt seine Aufmerksamkeit dem *Ostpreußenblatt*. „Mehr und mehr komme ich wieder in der Ostpreußischen Familie an", schreibt Herr Nachtigall. Herzlich willkommen, lieber Landsmann!

Nun aber zu der Frage, die ihn veranlaßt hat, an uns zu schreiben. Beim Sichten des Nachlasses seiner verstorbenen Mutter fand er 36 Briefe und Karten von der älteren Schwester seiner Mutter. Hedwig Ewert, die in Königsberg blieb, hat sie zwischen dem 31. Oktober 1944 und 25. Januar 1945 geschrieben. Herr Nachtigall war fasziniert von ihren Schilderungen, denn seine Tante erweist sich als brillante Erzählerin, die facettenreich das Leben in der langsam sterbenden Stadt schildert. „Es sind Briefe, die man im Schwanken zwischen vager Hoffnung und tiefer Verzweiflung heute nicht ohne innere Bewegung lesen kann", schreibt Herr Nachtigall, der sich nun bemüht hat, aus diesen Aufzeichnungen eine fast 50seitige Dokumentation zu erstellen, die er seinen Kindern übergeben will, aber auch anderen Interessenten überlassen möchte. Nun schließt diese mit dem letzten Schreiben Ende Januar 1945. Hedwig Ewert blieb in Königsberg, wurde mit großer Wahrscheinlichkeit verschleppt, denn sie soll am 26. März 1945 als Zivilgefangene auf dem Gebiet der früheren Sowjetunion verstorben sein. Jetzt die Frage: War jemand mit Hedwig Ewert geborene Meier in diesen letzten Wochen ihres Lebens zusammen? Sie wohnte in der Schreberstraße in Königsberg und war in der Ponarther Brauerei beschäftigt. Vielleicht gibt es noch Frauen, die mit ihr verschleppt wurden und im selben Lager waren. Zwar wird die Hoffnung, nach mehr als einem halben Jahrhundert noch Zeitzeugen zu finden, immer geringer, aber wir wollen es auf jeden Fall versuchen. Herr Nachtigall wäre für jede Mitteilung über das Schicksal von Hedwig Ewert dankbar. (Klaus Nachtigall, Winklerstraße 34 in 09669 Frankenberg, Telefon 03 72 06 / 7 03 81, E-Mail: k.nachtigall@t-online.de)

Auf der Suche nach Angehörigen ihres Vaters **Willy Kurt Bruno Ullendorf** ist Frau **Hannemarie Bremser** aus Bad Schwalbach. – Warum so spät, könnte man wieder fragen, aber das hat seine Gründe. Erst jetzt wurde Frau Bremser durch einige Leser auf unsere Ostpreußische Familie aufmerksam gemacht, hinzu kamen familiäre Schwierigkeiten, denn Herr Ullendorf war zweimal verheiratet und sie, Tochter aus der zweiten Ehe, wußte kaum etwas von der Vergangenheit ihres Vaters, die nach Tilsit führt. Dort heiratete der 1904 in Berlin geborene Willy Ullendorf am 29. Oktober 1924 seine erste Frau **Gertrud Litzenberg**. In dieser Ehe gab es mindestens zwei Kinder, eine blinde Tochter und einen blonden Jungen. Das erfuhr Frau Ullendorf erst nach dem Tod ihres Vaters vor 30 Jahren, als sie beim Spielen in der Wohnung einen Brief mit einer Schrift aus kleinen Punkten fand: Blindenschrift. Da erfuhr sie von ihrer Mutter über die erste Ehe ihres Vaters, in der er bis 1939 in Tilsit gelebt hatte. In den letzten Kriegstagen geriet Willy Ullendorf in Rosslau in Gefangenschaft, konnte fliehen und arbeitete als Knecht in Oberrissdorf / Eisleben, wo er seine spätere zweite Frau kennenlernte. Als sie heiraten wollten, erklärte Herr Ullendorf seine erste Frau für tot, weil er angeblich jahrelang nichts von ihr gehört hatte. Weil er psychisch leidend war und an Krebs erkrankte, hat niemand mehr nach seiner Vergangenheit gefragt. Frau Bremser hat dann nach dem Tod ihrer Mutter versucht, mehr über die Familie ihres Vaters und ihre Halbgeschwister zu erfahren, hat auch einige Auskünfte bekommen, sogar über die Berliner Großeltern, aber über das Schicksal ihrer ersten Frau und deren Kindern ist nichts bekannt. Deshalb folgende Fragen: Wer kannte in Tilsit die Familie Ullendorf, war mit ihr vor allem in der Zeit zwischen 1924 und Kriegsbeginn zusammen? Stammte die Familie Litzenberg auch aus Tilsit? Was wurde aus Frau Gertrud und den Kindern? Überlebten sie Kriegsende und Flucht? Erinnert sich jemand noch an die Dreharbeiten zum Harlan-Film „Die Reise nach Tilsit", bei denen Willy Ullendorf als Komparse mitwirkte? Er soll das durchgehende Pferd eingefangen haben. Alles, was die Vergangenheit ihres Vaters erhellen könnte, interessiert die Tochter. (Hannemarie Bremser, Karl-Lang-Straße 2 in 65307 Bad Schwalbach, Telefon 0 61 24 / 35 72, E-Mail: mamahilflos@aol.com)



„Bernsteinwächter": Das Ölbild malte Alexander Kolde kurz nach Kriegesende in Flensburg. Foto: privat





Ruth Geede Foto: privat

Es gibt so viele Fragen, die ich hier nicht so weitergeben kann, wie sie gestellt werden, und manchmal ist mir auch der eigentliche Sinn nicht klar, jedenfalls wurde er nicht in verständlichen Worten ausgedrückt. Da heißt es dann nachfragen, und das verlangt Zeit, vor allem, wenn keine Telefonnummer angegeben ist. Ich bitte deshalb auch dann, wenn die Rufnummer nicht veröffentlicht werden soll, diese mir mitzuteilen mit dem Vermerk: persönlich!

„Unsere Familie" auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Aber diese Frage ist klar und knapp, und ich reiche sie gerne weiter. Herr **Guenther Haupt** aus Marl stellt sie, und mit Sicherheit wird er Antwort aus unserm Leserkreis bekommen. Es geht um die CD „Heimat deine Sterne, Kriegsweihnacht 1940" mit der Aufnahme „Grüße von und nach Gumbinnen". Hier werden die sechs Söhne des Vaters **Peikschat** aus ihren jeweiligen Standorten am Heiligabend in ihr Elternhaus zugeschaltet. Herrn Haupt interessiert nun das Schicksal dieser Ostpreußen: Gab es die Familie Peikschat wirklich (meiner Meinung nach mit Sicherheit), und wenn, wie hat sie Krieg und Vertreibung überstanden, leben noch Angehörige? (Günther Haupt, Lipper Weg 12 c in 45770 Marl, E-Mail: guenther.haupt@t-online.de)

Noch ist das Weihnachtsfest in weiter Ferne, wenngleich sich schon die ersten Vorboten in Katalogen und Werbebriefen bemerkbar machen – die ignoriere ich, aber nicht den Wunsch unseres Landsmanns **Heinrich Ehlert** aus Arnsberg. Zwar schmort der schon sieben Monate in meinem Wunschkrepsch, ist also reichlich abgelagert, und das kam so: Herr Ehlert mailte ihn der Redaktion am Heiligen Abend mit herzlichen Festwünschen, aber da war die Weihnachtausgabe längst in den Händen unserer Bezieher und auch die nächste „Familie" war schon fertig. So bekam ich das Schreiben erst beim Sichten der Weihnachts- und Neujahrswünsche Anfang Januar in die Hände, und da war es für Weihnachtsgedichte zu spät. So habe ich den Wunsch treu verwahrt und damit er rechtzeitig zum nächsten Fest erfüllt wird, bringe ich ihn jetzt und hoffe, daß er die Dame, die ihn über Herrn Ehlert stellt, erfreuen wird – wenn auch mit Verspätung. Also: Diese Dame sucht ein Weihnachtsgedicht, das sie – vorgetragen von Kindern einer bei ihr 1945 untergebrachten Flüchtlingsfamilie aus Memel – noch im Ohr hat. Es soll so beginnen: „Christkind aus goldenem Sternenraum, komm heute Nacht zu mir im Traum. Weit offen laß ich mein Herzchen stehn, komm nur, du kannst nicht irre gehen." Wer kennt das Gedicht? Und noch ein zweites wird gewünscht, das von einer anderen Dame für ihre aus Ostpreußen stammende Mutter gesucht wird. Es ist in plattdeutscher Mundart und stammt mit Sicherheit von **Franz Nee**, denn es handelt sich um „Puschkes Jung", der „e bees Krät ös" (wahrscheinlicher ist „Beestkrät", ein typisch ostpreußisches Schimpfwort) war. Der Heimatdichter hat einige Gedichte über „Puschkes Jung" geschrieben, vielleicht fängt eines so oder ähnlich an. Bitte Zusendungen in beiden Fällen an Herrn **Heinrich Ehlert**, Alter Soestweg 65 in 59821 Arnsberg, Telefon: 0 29 31 / 60 71).

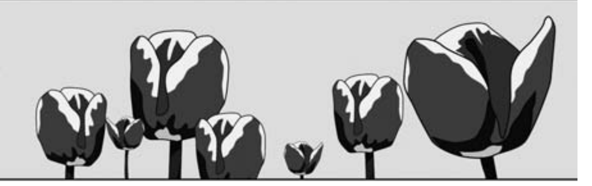
Freude hat sich unverhofft bei den Schwestern **Berta A. Kolde** und **Katharina** Kolde eingestellt, als sie in der Ausgabe Nr. 24 die Abbildung eines Ölgemäldes ihres Vaters, des Malers **Alexander** Kolde, entdeckten. Die Märchenerzählerin **Sabine Crone** hatte es auf dem Dachboden entdeckt und war nun erstaunt, daß es sich um ein Frühwerk des bekannten Künstlers handelte. Die Schwestern, die dieses Frau Crone und mir mitteilten – wir berichteten darüber – schrieben uns jetzt erneut und übermittelten uns zum Dank die Abbildung eines weiteren Werkes ihres Vaters, das ein typisch ostpreußisches Motiv zeigt: „Bernsteinwächter" an der Samlandküste. Im Mittelalter, als der Orden das Bernsteinregal besaß, wurden Strandräuber hart bestraft, oft mit dem Tod durch Erhängen. Auch nach der Verpachtung des Rechts blieben Bernsteinraube nicht ungeahndet, Strandreiter bewachten die Küste und verfolgten die Diebe. Solch ein Motiv wählte Alexander Kolde für dieses Ölbild, das kurz nach Kriegsende in Flensburg entstand. Viele Leserinnen und Leser werden sich über den Abdruck freuen. Und wir sagen den Schwestern Kolde herzlichen Dank für die Übermittlung.

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

Wir gratulieren ...



ZUM 105. GEBURTSTAG

Minuth, Helene, geb. **Christan**, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, und Königsberg, jetzt Alten- und Seniorenheim Hohenwald, Oberurseler-Straße 72, 61476 Kronberg, am 19. September

ZUM 100. GEBURTSTAG

Pucknat, Auguste, aus Hainau, Kreis Ebenrode, jetzt 25578 Neuenbrook, am 22. September

Wegen, Anna, geb. **Belk**, aus Klimmen, Kreis Ebenrode, jetzt Tummelburg 1, 37581 Bad Gandersheim, am 19. September

ZUM 99. GEBURTSTAG

Wohlgemuth, Ernst, aus Groß Heidenstein, Kreis Elchniederung, jetzt Reiherweg 20, 71032 Böblingen, am 18. September

ZUM 96. GEBURTSTAG

Hill, Erich, aus Königsberg, Nasser Garten 140, jetzt Goethestraße 5, 04617 Rositz, am 8. September

Pilz, Ida, geb. **Jeroch**, verw. **Abel**, aus Neumalken, Kreis Lyck, jetzt Seniorenheim Am Schwarzholz, Lärchenstraße 27 04567 Kitzscher, am 17. September

Tolksdorf, Hellmut, aus Stadtfelde, Kreis Ebenrode, jetzt Paul-Münch-Straße 10, 67663 Kaiserslautern, am 19. September

ZUM 95. GEBURTSTAG

Bigga, Gertrud, aus Ibenhorst Forst, Kreis Elchniederung, jetzt Drosselweg 26, 27476 Cuxhaven, am 23. September

ZUM 94. GEBURTSTAG

Broese, Ruth, geb. **Skopnik**, aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt Messtorfstraße 16, 25436 Uetersen, am 20. September

Druba, Gerda, geb. **Kawald**, aus Rosenheide, Kreis Lyck, jetzt Horsthauser Straße 30, 44628 Herne, am 20. September

Lüthge, Ruth, geb. **Broszio**, aus Lyck, jetzt Hastedtstraße 46, 21073 Hamburg, am 21. September

ZUM 93. GEBURTSTAG

Ballandies, Gustav, aus Kastaunen, Kreis Elchniederung, jetzt Am Molkenberg 8, 14778 Radewege, am 22. September

Dohm, Elfriede, geb. **Dobrzinski**, aus Dietrichsdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Munscheiderstraße 102, 44869 Bochum, am 17. September

Krizons, Erna, geb. **Westphal**, aus Thomaten, Kreis Elchniederung, jetzt Moltkestraße 3, 32105 Bad Salzuflen, am 19. September

Mahnke, Eva, geb. **Palußek**, aus Lyck, jetzt Petrikirchstraße 43, 37077 Göttingen, am 20. September

Nickloweit, Grete, geb. **Masuhr**, aus Raging, Kreis Elchniederung, jetzt Schwabenweg 8, 27476 Cuxhaven, am 21. September

Notter, Herta, geb. **Puschkewitz**, aus Ortelsburg, jetzt St.-Anno Höhe 5, 51491 Overath, am 19. September

Reiche, Elfriede, aus Lyck, jetzt Bekstraße 15, 22880 Wedel, am 20. September

Scheller, Frieda, geb. **Meier**, aus Tapiau, Kreis Wehlau, jetzt Nachtigallenweg 10, 65207 Wiesbaden, am 19. September

Simanowski, Hedwig, geb. **Kullick**, aus Groß Gablick, Kreis Lötzen, jetzt Einigkeitsstraße 4, 49626 Bippen, am 21. September

Zabel, Helmut, aus Kandien, Kreis Neidenburg, jetzt 2740 Memory Lane, Brookfield, WI 53045-3315, am 19. September

ZUM 92. GEBURTSTAG

Schwake, Friedrich, aus Lötzen, jetzt Röpersberg, Wohnb. 5/209, 23909 Ratzeburg, am 19. September

ZUM 91. GEBURTSTAG

Berndt, Amalie, geb. **Smolenski**, aus Lissau, Kreis Lyck, jetzt Bergstraße 62, 59229 Ahlen, am 21. September

Biernath, Herta, geb. **Jotzo**, aus Martinshöhe, Kreis Lyck, jetzt Am Hagebölling 1, 58285 Gevelsberg, am 19. September

Ebert, Frieda, geb. **Brodowski**, aus Sentken, Kreis Lyck, jetzt Waldstraße 52, 23568 Lübeck, am 23. September

Eggert, Bernhard, aus Ortelsburg, jetzt Schloßweg 2 / Hs. Dominikus, 87730 Bad Groenebach, am 21. September

Fechner, Charlotte, geb. **Chmielewski**, aus Paterschobensee, Kreis Ortelsburg, jetzt Voßstraße 149, 45966 Gladbeck, am 21. September

Gwiasda, Grete, geb. **Bienert**, aus Grünwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Anzengruberstraße 6, 82140 Olching, am 23. September

Lausmann, Gertrud, geb. **Klein**, aus Hohenfried, Kreis Ebenrode, jetzt Hermann-Löns-Weg 9, 76275 Ettlingen, am 22. September

Merkert, Frieda, geb. **Hamse**, aus Bilderweiten, Kreis Ebenrode, jetzt Feuerbachstraße 2, Weg 10, 38104 Braunschweig, am 21. September

Müller, Otto, aus Schellendorf, Kreis Ebenrode, jetzt Metzerstraße 7, 42855 Remscheid, am 19. September

Rohde, Walter, aus Wehlau, jetzt Am Tierhof 30, 29664 Walsrode, am 21. September

ZUM 90. GEBURTSTAG

Becker, Anneliese, geb. **von Reck**, aus Neidenburg Schloßgut, Kreis Neidenburg, jetzt Wasserstraße 3, 59505 Bad Sassendorf, am 19. September

Kaufmann, Paul, aus Alt Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Schaumburgallee 1, 14052 Berlin, am 23. September

Lenz, Anny, geb. **Neth**, aus Zinten, Kreis Heiligenbeil, jetzt Adelbyer Kirchenweg 119, 24943 Flensburg, am 22. September

Prawdzik, Karl, aus Zielhausen, Kreis Lyck, jetzt Braunschweiger Straße 11, 38685 Langelsheim, am 18. September

Romanski, Maria, aus Ramsau, Kreis Allenstein, jetzt: An der Bastien 3, 50679 Köln, am 19. September

Schnetzkat, Rita, geb. **Kiebert**, aus Schakendorf, Kreis Elchniederung, jetzt Friedrich-König-Straße 20, 98527 Suhl, am 17. September

Seidel, Elisabeth, geb. **Fischer**, aus Zinten, Kreis Heiligenbeil, Fristrichstraße, jetzt Seniorenheim „Rosenhof“, Isfeldstraße 30 C 2 / 64 in 22589 Hamburg-Blankenese, am 18. September

Symanowski, Karl, aus Kreis Neidenburg, jetzt Werrastraße 2, 35330 Gießen, am 19. September

ZUM 85. GEBURTSTAG

Borchert, Elfriede, geb. **Donder**, aus Seebrücken, Kreis Lyck, jetzt Ausblick 17, 42113 Wuppertal, am 9. September

Carle, Helen, geb. **Czylwik**, aus Hansbruch, Kreis Lyck, jetzt Daressalamstraße 56, 47249 Duisburg, am 19. September

Czerwinsky, Gertrud, aus Steindorf, Mauerstraße Ost 77, Kreis Heiligenbeil, jetzt Reichenaustraße 8, 78224 Singen

Czychi, Willy, aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt Horrheimer Straße 28, 70437 Stuttgart, am 19. September

Dallmeier, Emilie, geb. **Fidorra**, aus Klein Schiemanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Schloß Bronen Straße 5, 78567 Fridingen / Donau, am 19. September

Fischer, Herbert, aus Friedrichsthal, Kreis Wehlau, jetzt Zähringer Straße 15, 7921 Denzlingen, am 23. September

Gauert, Hildegard, geb. **Roese**, aus Nußberg, Kreis Lyck, jetzt Bahnhofstraße 4, 38373 Frellstedt, am 19. September

Grawe, Olga, geb. **Jeske**, aus Niostoy, Kreis Neidenburg, jetzt Wielandstraße 112, 44791 Bochum, am 17. September

Iwert, Gerhard, aus Klimmen, Kreis Ebenrode, jetzt Wiesengrund 8, 29568 Wieren, am 22. September

Janzik, Ida, aus Lyck, jetzt Königsberger Straße 81, 55566 Sobernheim, am 22. September

Kaminski, Paul, aus Wilhelmsthal, Kreis Ortelsburg, jetzt Parkstraße 10, 85614 Kirchseeon, am 20. September

Ketelhake, Hildegard, geb. **Bardeck**, aus Groß Allendorf, Kreis Wehlau, jetzt Invalidenstraße 17, 31785 Hameln, am 23. September

Klein, Walter, aus Wartenhöfen, Kreis Elchniederung, jetzt Ottostraße 2, 38259 Salzgitter, am 20. September

Kolpatzik, Siegfried, aus Puppen, Kreis Ortelsburg, jetzt Josefs Winkel 3, 59067 Hamm, am 18. September

Lehmann, Alois, aus Tolksdorf, Kreis Braunsberg, jetzt Lerchenfeld 8, 23701 Eutin, am 17. September

Lohmann, Hans, aus Wehlau, Pfleger Kolonie, Kreis Wehlau, jetzt Philipp-Scheidemann-Straße 43, 28329 Bremen, am 20. September

Matzeit, Erich, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Krummer Arm 39, 29549 Bad Bevensen, am 18. September

Neufang, Herta, geb. **Chedor**, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Osnabrücker Weg 9, 59494 Soest, am 20. September

Neumann, Helene, geb. **Kleinke**, aus Dünen, Kreis Elchniederung, jetzt Bachstraße 1, 24534 Neumünster, am 20. September

Olschewski, Helmut, aus Langenhöh, Kreis Lyck, jetzt Erlenweg 7, 25451 Quickborn, am 23. September

Potzesny, Reinhold, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Reichnerweg 26, 12305 Berlin, am 21. September

Quaschnowitz, Helga, geb. **Reimer**, aus Neusorge / Ksp. Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt In der Hovesaat 8, 59073 Hamm, am 20. September

Rumbler, Ursula, geb. **Schmidtke**, aus Wehlau, Vogelweide, Kreis Wehlau, jetzt Lettigkautweg 41, 60599 Frankfurt, am 22. September

Schulz, Lotte, geb. **Lux**, aus Wilhelmsthal, Kreis Ortelsburg, jetzt Feldstraße 24, 21244 Buchholz-Nordheide, am 23. September

Sikorski, Maria, geb. **Balk**, aus Ramsau, Kreis Allenstein, jetzt große Mühlenstraße 52, 24589 Nortorf, am 9. September

Szipl, Margaret, geb. **Saloga**, aus Goldensee, Kreis Lötzen, jetzt 1395 Admiral's Walk, Castaway Cove VI, Vero Beach, FL 32963, USA, am 19. September

Tarrach, Alfred, aus Kandien, Kreis Neidenburg, jetzt Sandstraße 14, 38667 Bad Harzburg, am 19. September

Wyludda, Walter, aus Klaussen, Kreis Lyck, jetzt Schmalenfelder Straße 1, 21438 Brackel, am 10. September

KEINE BERICHTE ZUM TAG DER HEIMAT

Wir bitten um Verständnis, daß aufgrund der Vielzahl der Veranstaltungen zum Tag der Heimat eine Veröffentlichung der Berichte nicht vorgenommen werden kann.

ZUM 80. GEBURTSTAG

Blank, Horst, aus Doblienen, Kreis Elchniederung, jetzt Liebigstraße 80, 45145 Essen, am 19. September

Borowy, Max, aus Soffen, Kreis Lyck, jetzt Neenkamp 13, 26127 Oldenburg, am 21. September

Butzkies, Horst, aus Eckwalde, Kreis Elchniederung, jetzt Heerenlandweg 13, 31582 Nienburg, am 19. September

de Lasberg, Brunhilde, geb. **Noreike**, aus Kahlau, Kreis Mohrungen, jetzt Ballinghäuser Straße 13, 97711 Maßbach, am 24. September

Fabian, Reinhold, aus Lübeckfelde, Kreis Lyck, jetzt Junkernkamp 6, 28790 Schwanewede, am 19. September

Führer, Edith, geb. **Tietz**, aus Konraden, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Bornsweg 2, 50259 Pulsheim, am 18. September

Göhrke, Herta, geb. **Gürtel**, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Viktoriastraße 116, 47799 Krefeld, am 18. September

Huft, Anni, geb. **Latzka**, aus Davidshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Hollandstraße 13, 44866 Bochum, am 22. September

Kehde, Gertrud, geb. **Schönwald**, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Lönsstraße 13, 21077 Hamburg, am 19. September

Kendelbacher, Ulrich, aus Hohenstein, jetzt Bleicheroder Straße 8, 38442 Wolfsburg, am 19. September

Krebstekies, Franz, aus Elbings Kolonie, Kreis Elchniederung, jetzt Wehrbruchweg 7, 41748 Viersen, am 23. September

Niemann, Ulrike, geb. **Grintsch**, aus Ortelsburg, jetzt Friesenstraße 25, 19059 Schwerin, am 21. September

Nowakowski, Walter, aus Bergenau, Kreis Treuburg, jetzt Obere Bergstraße 12, 37447 Wieda / Südharz, am 23. September

Oberegge, Irene, geb. **Schönfeld**, aus Rastenburg und Serwillen, Kreis Angerburg, jetzt Volmestraße 187, 58515 Lüdenscheid, am 20. September

Reifsteck, Frieda, geb. **Kubrzitzki**, aus Baringen, Kreis Ebenrode, jetzt Malteser-Orden-Straße 37, 79111 Freiburg, am 17. September

Rothgänger, Herbert, aus Klein Neumühl Vorwerk, Kreis Wehlau, jetzt Baustraße 88, 17291 Prenzlau, am 18. September

Schleiwies, Bruno, aus Elbings Kolonie, Kreis Elchniederung, jetzt Meiendorfer Weg 17, 22145 Hamburg, am 17. September

Schultz, Hanne-Lore, geb. **Plotzki**, aus Ortelsburg, jetzt Faberstraße 12, 20257 Hamburg, am 20. September

Seils, Christel, geb. **Saunus**, aus Scheiderende, Kreis Elchniederung, jetzt Klützer Straße 63, 23942 Dassow, am 20. September

Thimm, Gertrud, geb. **Krupka**, aus Neuhof, Kreis Neidenburg, jetzt Rankestraße 25, 40885 Ratingen, am 18. September

Tomescheit, Erich, aus Baringen, Kreis Ebenrode, jetzt Puschkinstraße 18, 23936 Grevesmühlen, am 21. September

Trafficano, Ella, geb. **Loepke**, aus Danzig, Langfuhr-Ohra, jetzt San Antonio, Texas, USA, am 10. September

Wegner, Gerhard, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Alsenstraße 22, 25436 Uetersen, am 22. September

Wendland, Ursula, geb. **Kaminski**, aus Wasienen, Kreis Neidenburg, jetzt Schluchstraße 77, 13469 Berlin, am 17. September

Wurm, Hildegard, geb. **Ennulat**, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Westen 18, 42855 Remscheid, am 18. September

Zeich, Günter W., aus Lyck, jetzt Vieja Santa Ponsa 12 7. 21, E-07182 El Toro, Mallorca, Spanien, am 19. September



Budzuhn, Kurt, und Frau Hildegard, geb. **Bahlo**, aus Sensburg und Milken, Kreis Lötzen, jetzt Friedenstraße 70, 25421 Pinneberg, am 21. September

Dusella, Robert, und Frau Edith, geb. **Scharnowski**, aus Funken, Kreis Lötzen, jetzt Ravensburger Straße 74, 89079 Ulm, am 23. September

Scharmacher, Helmuth, aus Gardwingen, Kreis Samland, und Frau Renate, geb. **Randolph**, jetzt Blumenstraße 43, 04155 Leipzig, am 15. September

Veranstaltungskalender der Landsmannschaft Ostpreußen

28. bis 30. September: Geschichtsseminar in Bad Pyrmont.
16. bis 22. Oktober: 53. Werkwoche in Bad Pyrmont.
26. bis 28. Oktober: Seminar der Schriftleiter in Bad Pyrmont.
3. / 4. November: Ostpreußische Landesvertretung in Bad Pyrmont.
5. bis 9. November: Kulturhistorisches Seminar für Frauen in Bad Pyrmont.

Nähere Auskünfte erteilt die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26. Auf die einzelnen Veranstaltungen wird in der Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt *noch gesondert hingewiesen.*

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonntag, 16. September, 9.05 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Montag, 17. September, 20.15 Uhr, 3sat. Der Tag, als Benni aus dem Koma erwachte.

Montag, 17. September, 23.15 Uhr, WDR: Auf der Suche nach Wahrheit.

Dienstag, 18. September, 20.40 Uhr, Arte: Vater Staat am Bettelstab? Die Situation der Staatsfinanzen in den USA und in Europa.

Donnerstag, 20. September, 22.30 Uhr, Arte: Journalisten im Exil.

Freitag, 21. September, 20.15 Uhr, Hessen: Eine Herbstreise durch Westpreußen.

Ostpreußisches Sommerfest 2008

Hamburg – Ihr Ostpreußisches Sommerfest feiert die Landsmannschaft Ostpreußen am 2. August 2008 wieder in Ostpreußen. Der Ort wird noch rechtzeitig bekanntgegeben. Die Kreisgemeinschaften werden gebeten, diesen Termin bei ihren Reisen nach Ostpreußen zu berücksichtigen.

Seminar Werkwoche in Bad Pyrmont

Hamburg – Unter der Leitung der Bundesvorsitzenden der ostpreußischen Frauenkreise, Uta Lüttich, findet vom 16. bis 22. Oktober 2007 im Ostheim in Bad Pyrmont die 53. Werkwoche statt. In den Arbeitsgruppen Musterstricken (Handschkes), Sticken, Weißstocken, Trachtennähen sowie Weben und Knüpfen sind noch Plätze frei. Besonders würden wir uns über eine Teilnahme von jüngeren Interessierten freuen. Die Seminargebühr beträgt 135 Euro bei freier Vollverpflegung und Unterbringung im Doppelzimmer. Einzelzimmer stehen nur im begrenzten Umfang zur Verfügung, der Zuschlag beträgt 6 Euro pro Nacht. Fahrkosten werden nicht erstattet.

Nähere Informationen und Anmeldeformulare erhalten Sie bei der Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26, Fax (0 40) 41 40 08 48.

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT
LANDESGRUPPEN



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Buchen – Dienstag, 25. September, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Rathaus, Buchen-Hainstadt. Es gibt einen Diavortrag „Mein Pommernland" mit Aufnahmen vor 1945.

Pforzheim – Sonntag, 23. September, gestaltet die Gruppe den „Tag der Heimat". Neben dem Blasorchester Niefernm und der Tanzgruppe Metzingen wird die Pforzheimer Singgruppe die Festansprache von Gunther Krichbaum (MdB) umrahmen. – Sonnabend, 29. September, findet in Pforzheim der „Brötzinger Samstag" statt. Da das Haus der Landsmannschaften in Brötzingen steht, wurden das Museum geöffnet und die handwerklichen Arbeiten gezeigt.

Stuttgart – Terminänderung! Sonnabend, 22. September (nicht 23, September), 15 Uhr, Herbst- und 59. Stiftungsfest der Gruppe im Ratskeller, Markplatz 1. Es erwartete Sie ein reichhaltiges Programm mit vielen Mitwirkenden, auch mit der Egerländer Volkstanzgruppe. Zusammenstellung und Leitung Margarethe Sorg.

Ulm / Neu-Ulm – Sonntag, 234. September, 14.30 Uhr, Erntedankfest der Gruppe in den „Ulmer Stuben". Pfarrer i. R. Herr Gehlke wird Worte zum Brotmahl sprechen. Der BdV-Chor trägt einige Lieder vor. Außerdem sind Sketche, Gedichte und Aufführungen der Tanzgruppe Jungbrunnen vorgesehen. Zum Abschluß dürfen alle kräftig mitsingen.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Ansbach – Sonnabend, 22. September, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der „Orangerie".

Erlangen – Dienstag, 18. September, 14.30 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Jugendzentrum Frankenhof, Raum 20.

Hof – Zahlreiche Mitglieder und Gäste waren der Einladung gefolgt und nahmen an der Nachmittagsfahrt nach Schloß Burgk an der Saal im thüringischen Saale-Orla-Kreis teil. Der Vorsitzende Christian Joachim begrüßte die Reisegruppe und dankte für das große Interesse an dieser Ausflugsfahrt. Er erklärte die Fahrtroute und berichtete über den Saale-Orla-Kreis, einen Landkreis im Südosten von Thüringen, der 1994 durch Zusammenlegung der Landkreise Lobenstein, Pößneck und Schleiz entstand. Das Ausflugsziel Burgk liegt auf einer Anhöhe über der Saale, westlich von Schleiz. Zwischen 1616 und 1697 war Burgk Residenzort der Grafschaft Reuß-Burgk. Sehenswürdigkeit von Burgk ist das Schloß an der Saale. Besonders sehenswert sind die Schloßkapelle, in der sich eine wertvolle Silbermann-Orgel befindet, sowie die mittelalterlichen Wehranlagen. Gottfried Silbermann gilt als der bedeutendste sächsische Orgelbauer der Barockzeit. Die Orgeln, die er und sein Bruder Andreas Silbermann bauten, sind als Silbermann-Orgeln bekannt. Bei einer gemütlichen Einkehr bei Kaffee und Kuchen oder einer herzhaften Brotzeit konnten die Teilnehmer sich ausgiebig unterhalten. Die Rückfahrt führte über die Bleilochtalsperre, die die Saale anstaut – benannt nach den vor der Anstauung hier befindlichen Bleilöchern. Es ist ein beliebtes Naherholungsgebiet. Gemütlich ging es durch die schöne Natur zurück nach Hof. Lm. Joachim dankte für diesen harmonischen Ausflug, dem Busfahrer für die sichere Fahrt.

Kitzingen – Sonnabend, 22. September, 16.15 Uhr, Feierlichkeiten zum „Tag der Heimat". Sie beginnen um 16.15 Uhr mit der Totenehrung am Gedenkstein der Vertriebenen am Alten Friedhof. Anschließend findet im großen Sitzungssaal des Landratsamtes um 17 Uhr die Festveranstaltung statt. Hauptredner ist Albrecht Schläger, Vizepräsident des BdV. Musikalische Umrahmung übernimmt die Stubenmusik Marktbreit unter der Leitung von Uli Ramert.

Weiden – Sonnabend, 22. September, 19.30 Uhr, „Tag der Heimat" in der Max-Reger-Halle. – Der Vorsitzende Hans Poweleit begrüßte alle Mitglieder und Gäste zum ersten Treffen nach der Sommerpause. Der Zweite Vorsitzende Norbert Uschald trug anschließend das Gedicht „Heimatfrühling" vor. Dieses Gedicht wird zugleich der Wortbeitrag der Landsmannschaft beim „Tag der Heimat" sein, zu dem Uschald die Anwesenden einlud. Zum Geburtstag gratulierte die Kassiererin Ingrid Uschald allen Mitgliedern, die im September geboren sind. Anschließend trug sie die Gedichte „Spätsommer" von Agnes Miegel sowie „Ostpreußischer Volksreim" vor. Norbert Uschald spielte danach Volkslieder, die auf den bevorstehenden Herbst einstimmten.

Weißenburg / Gunzenhausen – Sonntag, 23. September, 11 Uhr, Mahnmalfeier der Gruppe an der Gedenkstätte am Hindenburgplatz, Gunzenhausen.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Donnerstag, 20. September, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Hotel Westfalia. – Sonnabend, 22. September, 14.30 Uhr, „Tag der Heimat" in der „Strandlust" in Bremen-Vegesack. Festrednerin wird Sybille Dreher, Präsidentin des Frauenverbandes im BdV, sein. Einlaß und Kaffeetafel ab 14 Uhr, Eintritt 3 Euro. – Sonntag, 30. September, 12 Uhr, ZOB. Fahrt zur Dittchenbühne in Elmshorn. Dazu lädt die Frauengruppe alle Mitglieder und Freunde zur Teilnahme ein. Es wird die Komödie „Die Cassette" von Carl Sternheim gespielt. Preis für Busfahrt, Eintritt und Kaffeetafel 31 Euro pro Person. Ihre Anmeldungen umgehend an Frau Richter, Telefon 40 55 15, Frau Klein in der Wandergruppe oder in der Geschäftsstelle, Parkstraße 4, 28209 Bremen, Telefon (04 21) 3 46 97 18. Die Anmeldung wird erst gültig mit der Überweisung des Preises auf das Konto von B. Richter, Kontonummer: 125 269 19, BLZ 290 501 01, Sparkasse Bremen.

Bremerhaven – Freitag, 21. September, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum Heimatnachmittag im „Barlach-Haus". Es wird ein Videofilm gezeigt. – Freitag, 28. September, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum Erntedank im „Barlach-Haus". – Erster Auftritt vor Publikum. Auf dem Sommerfest der Gruppe trat das „Sextett des Barlach-Hauses" erstmals öffentlich auf, als es mit volkstümlichen Melodien zum Mitsingen einlud. Die vier Akkordeonisten und zwei Keyboardspieler machten ihre Sache gut. Als Dank wurde ihnen eine halb gefüllte Spardose überreicht. Vorsitzende Marita Jachens-Paul hatte zu Beginn über 50 Gäste begrüßen können, die nach der Kaffee-Keks-Tafel ein fröhliches Familienfest mit Musik von einer Sechs-Mann-Kapelle (die größtenteils aus Damen bestand) feierten. Zwischendurch wurden die Geburtstagskinder des letzten Monats verlesen und ihnen das Gedicht „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" in der Seniorenfassung gewidmet. Die Heimatlieder der Ost-, Westpreußen und Pommern schlossen sich an. Der Seniorchef Alfred Kruse zitierte eigene Kurzgeschichten aus seinem Teil „Vertrauen und Glauben" des im Arnim-Otto-Verlag, 63014 Offenbach / Main, erschienenen Heftes „Hoffnung und Freude" (Frühjahrs-Anthologie 2007). Auch Hildegard Jauß hat in diesem Büchlein eigene Werke veröffentlicht. Die Vorsitzende machte auf das nächste Deutschlandtreffen der Ostpreußen vom 9. bis 11. Mai 2008 in Berlin aufmerksam, zu dem wieder eni Bus aus Bremerhaven entsandt werden soll. Also: Termin freihalten! Nach dem offiziellen Teil gab es endlich Bratwürste, die Wolfgang Paul und Klaus Eichholz gegrillte hatten. Zum Schluß spielte das Sextett „Auf Wiedersehen".



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonnabend, 29. September, 10 Uhr, Heimatmarkt der ost- und mitteldeutschen Landsmannschaften auf dem Gerhart-Hauptmann-Platz (gegenüber von Karstadt, Möckebergstraße) zusammen mit dem Musikzug der Freiwilligen Feuerwehr Wilinghausen und dem Spielmannszug SV Eidelstedt. Der Ostpreußenstand ist mit einem Angebot heimatlicher Köstlichkeiten und Literatur vertreten; ebenso ein Informationsstand des BJO.

HEIMATKREISGRUPPE



Elchniederung – Mittwoch, 26. September, 15 Uhr, Erntedankfest in den ETV Stuben, Bundesstraße 96, Ecke Hohe Weide, Eimsbüttel, U-Bahnstation Christuskirche. Mit Vorträgen und frohen Liedern soll der Heimat gedacht werden. Der Eintritt ist frei. Es wird um eine Gabe für den Erntetisch gebeten. Freunde und Gäste sind herzlich willkommen.



Gumbinnen – Sonnabend, 6. Oktober, 7. Heimattreffen im Hotel zur Glashütte, Segeberger Chaussee 309, 22851 Norderstedt, Telefon (040) 52 98 66 35. Man gelangt dorthin mit zwei Buslinien, die von der U-Bahnstation Ochsenzoll abfahren und nach zehn Minuten das Hotel bei der Haltestelle „Hofweg" erreichen. Bus 378 fährt ab Ochsenzoll um 8.30 und ab 9.50 Uhr alle 40 Minuten. Bus 755 fährt stündlich ab 8.25 Uhr ab Ochsenzoll. Weitere Auskünfte erteilt Mathilde Rau, Telefon (0 40) 6 01 64 60, oder Hans Günter Schattling, Telefon (0 40) 5 22 43 79.



Heiligenbeil – Mittwoch 3. Oktober, 14 Uhr, Herbstfest der Gruppe im Seniorentreff Dimpfelweg 13. Kostenbeitrag für Kaffee, Kuchen und einen Filmvortrag: 5 Euro. Gezeigt wird ein Film über Masuren. Anmeldung bis 2. Oktober, bei Lm. K. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60. Sie erreichen den Seniorentreff mit der U-Bahn Linie 3 bis Hammer Kirche, in der Station die Treppe runter, durch den Tunnel, am Ausgang links den Rumpfsweg bis Dimpfelweg, rechts bis Hausnummer 13.



Insterburg – Mittwoch, 3. Oktober, 14 Uhr, Monatstreffen im Hotel Zum Zeppelin, Frohmestraße 123-125, 22459 Hamburg, Telefon (0 40) 55 90 60. Im Goldenen Oktober soll mit kleinen Gedichten, Vorträgen und Herbstliedern Erntedankfest gefeiert werden.



Sensburg – Sonntag, 16. September, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg.

BEZIRKSGRUPPEN

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 24. September, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld (mit der Buslinie 443 bis „Waldquelle"). Thema: Erntezeit, Erntedank, früher – heute, in Deutschland und anderswo.

SALZBURGER VEREIN

Sonnabend, 6. Oktober, 13 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel St. Raphael, Adenauerallee 41, Hamburg. Nähe Hauptbahnhof und Bahnhof Berliner Tor. Gastredner Dr. Horst Berndt spricht zum Thema: „Die evangelische Kolonie der Tiroler im Zillertal ab 1840 in Schlesien".



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Darmstadt – Wie immer leitete Erwin Balduhn das Treffen mit einem Gedicht ein. Nach der Begrüßung durch die Vorsitzende gedachte Dieter Leitner in einem Nachruf der drei im letzten Vierteljahr verstorbenen Mitglieder. Im 102. Lebensjahr verließ Gerda Tetzlaff die Gruppe, die trotz ihres hohen Alters immer gern zu den Zusammenkünften gekommen ist. Mit 86 Jahren verstarb Erich-Wolfgang Klose. Der Sportler und Musiker hat viele Auszeichnungen erhalten und erfreute in frühen Jahren oft mit seinem Spiel auf der Violine und Trompete. Eine liebe Freundin war Ilse Jantzon, die Frau des langjährigen Vorsitzenden. Sie hat fast 60 Jahre die Arbeit ihres Mannes wesentlich unterstützt und mitgetragen, so galten die Ehrungen und Auszeichnungen auch für sie. Ilse Jantzon wurde 83 Jahre alt. Anschließend erhoben sich die Anwesenden zu einer Gedenkminute. Vorsitzender Gerhard Schröder erinnerte an den Tilsiter Frieden vor 200 Jahren und die Reorganisation Preußens. Anni Oest grüßte die Geburtstagskinder. Am Beispiel des Liedes „Macht hoch die Tür ..." von Pfarrer Georg Weissel mahnte Gerhard Turowski die Menschen, ihre Herzen zu öffnen. Erwin Balduhn zitierte aus der „Kaliningradska Prawda", daß viele Gebiete der Oblast zur Sicherheitszone erklärt worden seien und künftig unter Androhung von Strafen nicht ohne Sondergenehmigungen betreten werden dürfen. Es betrifft die Kurische Nehrung, die Gebiete Tilsit, Ragnit, Pillkoppen und andere. Die unzähligen Angler und auch die Pilzsammler im Königsberg Gebiet protestierten lautstark dagegen, daß sie ihrem Hobby nur noch mit Passierschein nachgehen können. Hinzu komme, daß die Sperrgebiete oft nicht ausgeschildert seien und weite Wege zurückgelegt werden müßten, um eine Sondergenehmigung zu erhalten. Frust und Angst mache sich in der Tourismusbranche breit.

Wiesbaden – Sonnabend, 29. September, 15 Uhr, Erntedank-fest-Feier der Gruppe im Haus der Heimat, Großer Saal, Friedrichstraße 35, Wiesbaden. Wer durch Sachspenden mithelfen möchte, den Erntetisch zu bereichern und zu verschönern, teile dies bitte Helga Laubmeyer, Telefon 30 37 67, oder Helge Kukwa, Telefon 37 35 21, mit.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Er schrieb Musikgeschichte

Herbert Kelletat starb im Alter von bald 100 Jahren

Von SILKE OSMAN

Sein Leben hatte er der Musik verschrieben, der geistlichen Musik vornehmlich. So sah Herbert Kelletat die Musik auch als „Vermittlerin des Wortes, als ein der Sprache ebenbürtiges Idiom für Predigt und Verkündigung“, wie ein Mitglied der von ihm 1948 ins Leben gerufenen Evangelischen Studentenkantorei Deutschlands einmal sagte.

Geboren wurde Herbert Kelletat am 13. Oktober 1907 als Sohn des Baptistenpredigers Hugo Kelletat und dessen Ehefrau Emma in Saalfeld, Kreis Mohrungen. Seine Kindheit und Jugend verlebte er im westpreußischen Graudenz, in Liebstadt und in Bromberg. In Halle nahm er 1926 das Studium der Germanistik, Anglistik und Musikwissenschaft auf. 1930 ging Herbert Kelletat nach Königsberg, um an der dortigen Albertina sein musikwissenschaftliches Studium bei Joseph Müller-Blattau fortzusetzen. Darüber hinaus ließ er sich von Adolf Weber in der Kunst des Orgelspiels unterweisen.

1933 wurde Herbert Kelletat zum Dr. phil. promoviert. In seiner Dissertation befaßte er sich mit der Geschichte der deutschen Orgelmusik in der Frühklassik. Kelletat wurde Assistent bei Joseph Müller-Blattau, unterrichtete Musiktheorie und spielte bei Festakten der Universität auf der Orgel. Er leitete den Hochschulchor im Akademischen Gottestdienst in der Königsberger Schloßkirche und gab ab 1934 auch noch Unterricht in den Fächern Orgel, Orgelbau, Chorleitung und Musikgeschichte. Schließlich wurde ihm die Leitung der Abteilung Kirchenmusik am Hochschulinstitut für Musikerziehung und Kirchenmusik übertragen.

Kelletat ruhte sich jedoch nicht auf diesen Lorbeeren aus, er wollte sich in Orgelspiel und Improvisation weiterbilden und ging nach Berlin, wo er bei Gerhard Schwarz, Herbert Schultze und Ernst Pepping studierte. 1935 zog es ihn in die Schweiz, wo Kelletat in Winterthur bei Karl Matthaei weitere Orgelstudien betrieb. Zuvor hatte er 1934 die Altistin Margarete Nominikat geheiratet. Der Ehe entstammen drei Kinder, die Töchter Renate und Erdmute sowie der Sohn Hans-Joachim. Gemeinsam mit seiner Frau und Joseph Müller-Blattau gab Kelletat in Königsberg auch Kurse zur musikalischen Laienschulung. Seine Musikkritiken in der „Preußischen Zeitung“ wurden gern gelesen, und mit seiner Tätigkeit als Kantor und Organist an der Altstädtischen Kirche erreichte er ein größeres Publikum.

> »Ein Vorbild für nachfolgende Generationen«

1944 habilitierte Herbert Kelletat sich mit seiner „Geschichte der Orgel in Ost- und Westpreußen“, der Professorentitel wurde ihm verliehen. Doch konnte er seine Lehrtätigkeit in Ostpreußen nicht mehr ausüben. Auch Kelletat mußte fliehen. Er gelangte nach Mecklenburg und war 1946 an der Gründung der Musikhochschule in Rostock beteiligt. Im selben Jahr aber floh er nach Berlin, wo er an der Hochschule für Musik unterrichtete. Von 1948 bis 1951 war er zunächst als Kantor und Organist im westfälischen Soest zu finden, doch zog es ihn wieder nach Berlin, wo er von 1951 bis 1956 an der Hochschule für Musik Liturgisches Singen, Choralsingen und Liturgisches Orgelspiel unterrichtete.

Als Organist und Kantor wirkte Kelletat von 1951 bis zu seinem Ausscheiden aus dem kirchlichen Dienst 1972 an der Kirche am Hohenzollernplatz in Berlin-Wilmersdorf. 1952 wurde er darüber hinaus zum Landeskirchenmusikwart Berlin ernannt. Als seine Frau Margarete, die ihn stets mit aller Kraft unterstützt hatte, 1980 starb, siedelte er ein Jahr später nach Bad Salzuflen über. Dort heiratete er Hedwig Bülow. 2002 schließlich zog er nach Flensburg, wo er im Gotthard-und-Anna-Hansen-Stift lebte. Doch auch dort konnte er von seiner Musik nicht lassen: Herbert Kelletat gab seinen Mitbewohnern kleine Konzerte und improvisierte täglich auf seiner elektronischen Orgel. 2005 kamen seine Lebenserinnerungen unter dem Titel „Mein Weg zur Musica Sacra“ heraus.

Herbert Kelletat, der über acht Jahrzehnte aktiv Orgel gespielt hat, erwähnt in seinen Erinnerungen rund 40 Orgeln, auf denen er seine Kunstfertigkeit bewiesen hat, darunter waren nicht nur die herrlichen Instrumente seiner Heimat wie die Orgeln des Königsberger Doms und der Schloßkirche, sondern auch solche in der Londoner Westminster Cathedral oder in der Pariser Sacré Coeur und in Notre Dame. Mit seinen Veröffentlichungen zu den Grundlagen der Orgeltechnik und zur Improvisationslehre sowie zur musikalischen Temperatur hat er Musikgeschichte geschrieben. Neben der wissenschaftlichen Arbeit aber lag es Herbert Kelletat vor allem auch am Herzen, sein Wissen und seine Begeisterung an Laien weiterzugeben. So bewirkte er mit der Gründung der Evangelischen Studentenkantorei Deutschlands (1948) und mit den Altenaer Singwochen (1946-1972) sowie der Berliner Kantorei (1953), daß Menschen der Musik besonders nahe kamen, daß sie das Rüstzeug erhielten, um ihre Begeisterung und ihr Wissen an andere weiterzugeben. „Viele hunderte Menschen hat er zum Singen angestiftet und angeleitet, zu einem Singen, das sein Ziel nicht hat im Vorzeigen schöner Stimmen, sondern im Bekennen, in der Formung der Herzen, im Erwachen zur Gegenwart des lebendigen Schöpfergeistes“, betonte Donata Dörfel, seine älteste Enkelin in ihrer Ansprache zur Trauerfeier in Flensburg.

Am 25. Mai hat Herbert Kelletat für immer seine Augen geschlossen. „Sehr friedlich, geradezu preußisch-aufrecht, nachdem er sich morgens für einen weiteren Schaffenstag angekleidet hatte, sitzend, sozusagen bei Arbeitsbeginn“, schildert Tochter Renate den Heimgang ihres Vaters, der mit seinem unermüdlichen Schaffen Vorbild für nachfolgende Generationen sein dürfte.

Landsmannschaftl. Arbeit

Fortsetzung



Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Braunschweig – Mittwoch, 26. September, 16 Uhr, Treffen der Gruppe im Stadtparkrestaurant. Klaus Schulz hält einen Vortrag zum Thema: „Rundfunkgeschichte ist Zeitgeschichte“.

Buxtehude – Freitag, 26. September, 20 Uhr, Treffen der Gruppe in den Harsefelder Lichtspielen. Helfried Weyer zeigte einen beeindruckenden Diavortrag: „Ostpreußen – Land der dunklen Wälder und kristallenen Seen“. Kartenbestellungen unter Telefon (0 41 64) 8 14 60.

Hannover – Sonntag, 30. September, fährt die Gruppe zur Dittchenbühne nach Elmshorn. Dort wird die Komödie „Die Kassette“ gespielt. Kosten für Fahrt, Eintritt und Kaffeegedeck rund 40 Euro. Es sind nur noch wenige Plätze frei. Anmeldungen bitte an R. Kulikowski, Telefon (0 51 01) 25 30.

Helmstedt – Donnerstag, 27. September, 8.30 Uhr, wöchentliche Wassergymnastik im Hallenbad. – Freitag, 29. bis Sonntag, 30. September, Kurztrip nach Rostock.

Osnabrück – Freitag, 21. September, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Gaststätte Bürgerbräu. – Donnerstag, 27. September, 15 Uhr, Literaturkreis in der Gaststätte Bürgerbräu. – Sonnabend, 29. September, 15.30 Uhr, Erntedanknachmittag in der Stadthalle. Anmeldung bei Xenia Sensfuß, Telefon 43 07 51, oder Gertrud Franke, Telefon 6 74 79.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Landesgruppe – Vom 20. bis 22. September Ostpreußenseminar der Landesgruppe nach Masuren.

Bonn – Freitag, 14. September, 19 Uhr, Auftaktveranstaltung zum „Tag der Heimat“ im Rathaus Beul, Ratssaal. Eröffnungsansprache und Vortrag „Siebenbürgen und seine europäische Kulturhauptstadt 2007 Hermannstadt“. Referent ist Dr. Gerald Volkmer, Leiter des Siebenbürgischen Landesmuseums. – Sonntag, 16. September, 11. Uhr, Ostdeutscher Markttag auf dem Münsterplatz. Schirmherrin ist Ruth Hieronymi, MdEP. 11 Uhr, Eröffnung mit Fahneneinzug und Ansprache des BdV-Landesvorsitzenden H.-G. Parplies. Es gibt ein kulturelles Tagesprogramm, Möglichkeit zum Mittagessen gegeben (Stadtsoldaten liefern Erbsensuppe). – Dienstag, 18. September, 15 Uhr, Treffen des Frauenkreises in der

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 20

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

Gaststätte Im Stiefel, Bonngasse 30. Frau Heitger-Benke referiert zum Thema: „Die Malerfamilie Bruegel".

Düsseldorf – Dienstag, 18. September, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe mit Agi Neumann und Ursula Schubert im Ostpreußenzimmer (Raum 412), GHH. – Sonntag, 23. September, 11 Uhr, VIII. Rußlanddeutsches Chorfest im Musikpavillon im Hofgarten.

Gütersloh – Montag, 17. September, 15 Uhr, Ostpreußischer Singkreis in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße. Kontakt: Ursula Witt, Telefon (0 52 41) 3 73 43. – Dienstag, 18. September, 15 Uhr, Treffen der Mundharmonika-Gruppe in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße. Kontakt: Bruno Wendig, Telefon (0 52 41) 5 69 33. – Kürzlich starteten mehrere Familien zum gemeinsamen Zelt-Wochenende ins Osnabrücker Land. Nach den tollen Erfolgen der vergangenen Jahre verlebten 19 Erwachsene und elf Kinder drei erlebnisreiche Tage im Ferien- und Erholungspark am Alfsee. Geschlafen wurde in Zelten oder Wohnwagen. Gekocht wurde gemeinsam. Der Wettergott war den Campern diesmal gut gesonnen, so daß viele Aktionen stattfinden konnten. Auf dem Programm stand eine dreistündige Wanderung um den 220 Hektar großen Alfsee, Beach-Volleyball-Turniere und für einige ganz Tapfere Wasserski. Zum Abschluß wurde eine Kartbahn besucht. Dort lieferten sich die Großen und Kleinen ein Rennen. Organisiert wurde das Familien-Zelt-Wochenende von der Ostpreußengruppe in Gütersloh. Auch im kommenden Jahr ist wieder ein solches Wochenende geplant, unabhängig vom Wetter.

Haltern – Sonntag, 30. September, 15 Uhr, Erntedankfest der Gruppe in der „Mühle", Lipramsdorf.

Köln – Sonntag, 30. September, 14 Uhr, „Tag der Heimat" und Erntedank im Bürgerzentrum Chorweiler, Pariser-Platz 1, 50765 Köln. Der Bezirksvorsitzende des BdV, Herr Kokott, hält die Festrede. Umrahmung durch den Chor der Ost- und Westpreußen sowie Sudetendeutschen (Leitung Otto Pazian) und der Tanzgruppe der Schlesier in Hagen (Leitung Dorothea Weniger). Tee, Kaffee und Kuchen zum Selbstkostenpreis.

Mühlheim – Sonntag, 30. September, 11 Uhr, Feierstunde zum „Tag der Heimat" im „Bürgergarten", Aktienstraße 80. Die Festrede hält Michael Weigand aus dem BdV-Vorstand Düsseldorf, den musikalischen Rahmen übernimmt die Jugendmusikschule. Der Wirt des „Bürgergartens" bietet im Anschluß einen Mittagstisch an.

Witten – Donnerstag, 27. September, 15.30 Uhr, Diavortrag: „Ostpreußen gestern".



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Neustadt a. d. W. – Freitag, 21. September, 17 Uhr, Treffen der Gruppe in der VHS. Die Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland lädt in die Volkshochschule ein. Dr. Sieben spricht zum Thema: „Weshalb, wieso und wann zogen die Deutschen nach Rußland?" Der Referent will Vorurteile abbauen und die wichtige Integration der Rußlanddeutschen begründen.



SAARLAND

Vors.: Martin Biesen, Wetschauser Str., 66564 Ottweiler / Fürth, Telefon: 0 17 36 18 35 37

Saarbrücken – Sonntag, 30. September, Erntedankfest der Gruppe.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Gahlenzer Straße 19, 09569 Oederan, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag, 9 bis 15 Uhr.

Dresden – Mittwoch, 19. September. 15 Uhr, Treffen der Chorgruppe in der BdV-Begegnungsstätte, Borsbergstraße 3, 01309 Dresden. – Dienstag, 25. September, 14.30 Uhr, Treffen der Handarbeitsgruppe in der BdV-Begegnungsstätte, Borsbergstraße 3, 01309 Dresden. – Sonnabend, 22. September, 10 Uhr, öffentlicher „Sächsischer Tag der Heimat" im Rathaus Dresden.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Gardelegen – Sonnabend, 22. September, Busfahrt der Gruppe nach Neustadt Dosse.

Halle – Sonnabend, 22. September, 14 Uhr, Treffen der Gruppe zum Heimatnachmittag in der Begegnungsstätte der Volkssolidarität, Reilstraße 54.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Kiel – Sonntag, 23. September, 14 Uhr, „Tag der Heimat" im Restaurant Legienhof, Legienstraße 22. Im Programm eine bunte Folge von Volkstänzen, Vorträgen, Gesangsdarbietungen und Musik. Eintritt, einschließlich einem Kaffeegedeck, 6.50 Euro.

Malente – Sonntag, 30. September, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zur Erntedankfeier in der Evangelischen Kirche. Pastor Becker wird zum Erntedankfest sprechen, welches zusammen mit den Schlesiern und Pommern durchgeführt wird. Anmeldungen bis zum 24. September im Blumenhaus Franck in der Bahnhofstraße. Gäste sind herzlich willkommen. Im Anschluß findet im Gemeindehaus der Kirche ein gemütliches Beisammensein der Gruppen bei Kaffee und Kuchen statt.

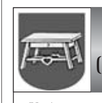
Mölln – Montag, 26. September, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Quellhof". – Mitglieder und Freunde der Gruppe trafen sich, um den Vortrag von Simone Labs zu hören, die auszugsweise aus ihrem Buch „Keine Ausfahrt Zarrentin" vorlas. Sie stammt aus einer Flüchtlingsfamilie. Zunächst wohnte sie in Berlin und später zog sie nach Mecklenburg. In ihrem Buch berichtet sie von den Erlebnissen der Menschen im Grenzgebiet DDR / BRD, so zum Beispiel von der Zarrentiner Pastorentochter Hanna, die zunächst in Ratzeburg zur Schule ging, doch nach der Unterbrechung der Bahnlinie zwischen Hagenow und Ratzeburg mußte sie nach Schwerin ins Internat und konnte nur am Wochenende zu Hause sein. Diese, aber auch viele andere Geschichten und Beispiele schildert Simone Labs in ihrem Buch. Im Anschluß an diese informative Lesung gab es eine Diskussion, bei der auch der „Schießbefehl" an der Innerdeutschen Grenze erörtert wurde. Das gemeinsame Singen von Volksliedern wurde von Ilse Conrad-Kowalski geleitet. Monika Palis sagte das Gedicht „Neue Wege" auf, und Irmingard Alex las eine lustige Geschichte des ostpreußischen Schriftstellers Dr. Lau vor.

Ratzeburg – Die Gruppe besuchte ihm Rahmen ihres diesjährigen Tagesausfluges zwei Ostseebäder. Zunächst ging die Fahrt an den Timmendorfer Strand, nicht zum Baden, sondern hier war das „Sea Life-Meeresaquarium" das Ziel. Dort konnte die Artenvielfalt der heimischen Fische und Kleinlebewesen beobachtet werden. Aber auch Exemplare aus wärmeren Gewässern konnten in einem separatem Bassin bewundert werden. Anschließend ging es weiter in das Ostseebad Dahme, wo man pünktlich im Nordstrand Restaurant ankam und ein wohlschmeckendes Mittagessen einnahm. Danach wollte jeder die gute Ostseeluft genießen. Einige zog es auf die lange Seebrücke, andere zogen einen Strandkorb vor oder machten längere Spaziergänge. Natürlich durfte ein Täßchen Kaffee mit Kuchen nicht fehlen, wobei die Gelegenheiten zum Plachandern nie ausgelassen wurden. Bevor die Heimfahrt angetreten wurden, stellte man sich schnell zu einem Gruppenfoto auf. Im nächsten Jahr soll wieder ein Tagesausflug durchgeführt werden.

Uetersen – Nach der langen Sommerpause freute sich der Vorstand über die zahlreichen Teilnehmer der ersten Zusammenkunft. 50 Besucher waren erschienen um den Film „Das war Königsberg" zu sehen. Erstaunlich war die hohe Zahl an Gästen. Nach der Begrüßung und der Gratulation der Geburtstagskinder durch die Vorsitzende Ilse Rudat nahm man erstmal an der wunderschön dekorierten Kaffeetafel Platz. Dank an Dora Pütz, Hildegard Rucha und Helferinnen. Dann warteten alle gespannt auf die ersten Bilder von Königsberg. Vorstandsmitglied Joachim Rudat hatte inzwischen alles vorbereitet und ließ die Hauptstadt Ostpreußens auf der Leinwand erscheinen. Dieser Film zeigt mit teilweise bisher unveröffentlichtem historischen Filmmaterial noch einmal Königsberg, wie es damals war – von seiner unzerstörten Seite. Königsberg war das kulturelle und wirtschaftliche Zentrum der Provinz mit der Albertina-Universität, an der einst Immanuel Kant lehrte, der staatlichen Kunstakademie, Konservatorium, Verwaltungsakademie, Museen, Archiven und sehr vielen Schulen. Bedeutende Bauwerke waren das Schloß und der Dom aus der Ordenszeit. Neben Stettin und Danzig war Königsberg eine pulsierende Hafenstadt an der Ostsee. Werften, Zellstoff- und Maschinenfabriken waren wichtige Arbeitgeber. All dies zeigte der Film mit seinen alten Bildern. Die Besucher dankten dem Vorführer Joachim Rudat mit viel Beifall für diese filmische Rarität.

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben



EBENRODE (STALLUPÖNEN)

Kreisvertreter: Helmut Friske, Telefon (03 34 38) 6 04 87, Bernauer Str. 6, 15345 Altlandsberg. Geschäftsstelle: Brigitta Heyser, Telefon (0 51 91) 97 89 32, Billungsstraße 29, 29614 Soltau

Treffen der Schirwindter in Meinigen – Das diesjährige 13. Schirwindter Treffen fand, wie schon so oft, in Meinigen statt. Gerhardt Preikschat, der unermüdliche Organisator, rief, und 37 froh gestimmte Ostpreußen trafen im Laufe des Nachmittags ein, darunter auch der Kreisvertreter der Kreisgemeinschaft Schloßberg, Arno Litty, mit seiner Ehefrau. 22. Juni 1941, an diesem Tag vor nunmehr 66. Jahren begann der Krieg gegen Rußland und somit unser Schicksal. Am 31. Juli 1944, vor 63 Jahren, begann die Flucht. Diese Erinnerungen wurden deshalb auch zum zentralen Thema dieses 13. Regionaltreffens. Erzählt wurden eigene Erlebnisse, auch wurden viele Fragen aus den eigenen Reihen gestellt, so daß ein lebhafter Erfahrungs- und Erinnerungsaustausch zustande kam. Dann wurde an Gerhardt Preikschat, im Namen aller Anwesenden, eine Urkunde sowie eine kleine Fahne mit dem Wappen von Schirwindt und dem eingestickten Namenszug überreicht. Am Sonnabend gratulierte Lm. Preikschat den Geburtstagskindern. Evchen, Ilse Kaukereit, sei hier benannt. Jeder bekam eine langstielige Rose. Ebenfalls am Sonnabend konnte Preikschat als Gäste noch Edeltraut Dietel und Frau Ritter begrüßen. Auch Andreas Bodemann war anwesend. Er interessiert sich sehr für die Geschichte von Ostpreußen. Der Litauer Antanas Spranaitis war mit seiner Enkeltochter auch unter den Gästen. Er hat in Neustadt (Kudirkos-Naumiestis) eine kleine „Schirwindter Stube" eingerichtet, als Erinnerungsstätte für die nicht mehr vorhandene Stadt Schirwindt. Er überraschte uns mit einem Litauer-Buffet, welches sehr lecker war. Abends wurde dann gemeinsam im Meininger Theater die Aufführung „Tartuffe" von Moliere besucht. In den Schloßstuben, beim gemütlichen Beisammensein, erlebte Renate Niedrig geb. Maschinowski eine große Freude. Diese nahm für ihre Mutter, Lydia Maschinowski geb. Pohlmann, an dem Treffen in Meinigen teil. Dabei immer auf der Suche nach den Wurzeln mütterlicherseits. Lm. Preikschat überreichte ihr eine Adresse und eine Hamburger Telefonnummer. Es war ein ergreifender Moment. Ida Speder aus Schrwindt sagte spontan: Ja, ich kannte eine Lydia Pohlmann. Sie erinnerte sich noch genau, wie diese die Haare trug. Lydia Pohlmann war die Freundin ihrer älteren Schwester. Es bestand ein reger Briefverkehr bis zum Tode von Lydia Pohlmann 1944. Leider kann Renate Niedrig die Freundin ihrer Mutter nicht mehr kennenlernen, sie verstarb 2002. Aber sie bekam zwei Fotos ihrer Mutter, darunter auch ein Foto von der Konfirmation von 1928 mit dem Pfarrer Rumland. Das Bild entstand vor 79 Jahren, als Fotograf ist „Kliatschko Schirwindt Ostpreußen" vermerkt. Es war ein wunderbarer Ausklang des Treffens. Abschiednehmen: Am Sonnabend- und Sonntagfrüh bedankten sich alle nochmals bei Lm. Preikschat für die Organisation, und alle hoffen, daß man sich im nächsten Jahr wiedersieht.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 21

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung



GUMBINNEN

Kreisvertreter: Eckard Steiner, Schöne Aussicht 35, 65510 Idstein / Taunus, Telefon (0 61 26) 41 73, E-Mail: eck.steiner@pcvos.com, Internet: www.kreis-gumbinnen.de

30. Heimattreffen des Regierungsbezirkes Gumbinnen / Ostpreußen 2007 – Zum vorweihnachtlichen 30. Heimattreffen am Sonnabend, dem 1. Dezember 2007, in der Zeit von 10 bis 15 Uhr, sind alle Teilnehmer in das Landhotel in 19372 Spornitz recht herzlich eingeladen, das an der B 191 gelegen ist. Den Teilnehmer erwartet ein auf diese Jahreszeit ausgerichtetes kulturelles Programm. Wissenswertes über das weihnachtliche Ostpreußen wird vorgetragen und ein darauf abgestimmtes musikalisches Programm sowie ein Film über die Heimat werden die Vergangenheit gegenwärtig werden lassen, so daß der Landsmann und auch der Nichtostpreuße hiervon bestimmt beeindruckt sein wird und gerne wieder zu Nachfolgetreffen kommen wird. Das Hotel kann entweder mit dem Pkw über die Bundesautobahn 24 und nach deren Verlassen am Abzweig Neustadt-Glewe oder auch mit der Eisenbahn über den Eisenbahnknotenpunkt Ludwigslust erreicht werden. Kaffee und Mittagessen können im Hotel eingenommen werden. Das Hotel verfügt über ausreichend Parkplätze und bietet auch für den Weitgereisten eine Unterkunft an. Eine Übernachtung sollte aber rechtzeitig mit Frau Ruck unter Telefon (03 87 26) 8 80 vereinbart werden. Auskunft erteilt Dr. Friedrich-Eberhard Hahn, John-Brinkman-Straße 14 b, 19370 Parchim, Telefon und Fax (0 38 71) 22 62 38, E-Mail: friedelhahn-@arcor.de.

Heimattreffen des Regierungsbezirkes Gumbinnen / Ostpreußen 2008 – Wie bisher finden im kommenden Jahr zwei Heimattreffen des Regierungsbezirkes Gumbinnen in dem an der B 191 gelegenen Landhotel in Spornitz statt. Zu dem im Frühjahr vorgesehenen 31. Heimattreffen am Sonnabend, dem 3. Mai 2008, in der Zeit von 10 bis 17 Uhr, laden wir alle Teilnehmer recht herzlich ein. Den Landsmann erwartet ein auf die Jahreszeit entsprechend ausgerichtetes kulturelles Programm. Das vorweihnachtliche 32. Heimattreffen wird am Sonnabend, 29. November 2008, in der Zeit von 10 bis 15 Uhr im selben Hotel Spornitz, nahe Parchim, stattfinden. Auch hierzu sind alle Landsleute herzlich eingeladen. Wissenswertes über das weihnachtliche Ostpreußen vorgetragen und ein darauf abgestimmtes musikalisches Programm sowie ein Film über die Heimat werden die Vergangenheit zur Gegenwart werden lassen, so daß der Landsmann und auch Nichtostpreuße hiervon beeindruckt, gerne zu Nachfolgetreffen kommen werden. Das Hotel kann entweder mit dem Pkw über die Bundesautobahn 24 und nach deren Verlassen am Abzweig Neustadt-Glewe oder auch mit der Eisenbahn über den Eisenbahnknotenpunkt Ludwigslust erreicht werden. Kaffee und Mittagessen können im Hotel eingenommen werden. Das Hotel verfügt über ausreichend Parkplätze und bietet auch für den Weitgereisten eine Unterkunft an. Eine Übernachtung sollte aber rechtzeitig mit Frau Ruck, Telefon (03 87 26) 8 80, vereinbart werden. Auskunft erteilt Dr. Friedrich-Eberhard Hahn, John-Brinckman-Straße 14 b, 19370 Parchim, Telefon und Fax (0 38 71) 22 62 38, E-Mail: friedelhahn@arcor.de.



KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

Wickbold-Ludwigswalder – Ein Jahr ist so schnell vergangen. Unsere Wickbold-Ludwigswalder Zusammenkunft war wieder sehr unterhaltsam, interessant, gemütlich und vergnügt. Schon am Freitag bei frischem Pflaumenkuchen ging das Geschabber los. Erika Krause geb. Wibramitz, Erika Hinz geb. Schilewski mit Tochter Renate und Ruth Burgner geb. Neumann mit Karl waren angereist. Wo blieben die Wickbolder? Mit einem fürstlichen Abendessen, Fünf-Gänge-Menü mit Getränken unserer Wahl, wurden wir wieder vom Hause verwöhnt. So plauderten wir bis weit nach Mitternacht. Am Sonnabend zogen wir nach dem Frühstück zum Fischhändler. Großeinkauf mit Aal und weiteren Leckereien. Ab 15 Uhr wurden die Anwesenden im Hotel begrüßt. Auch drei Landsleute, die nicht aus unserem Heimatort stammten, fanden sich ein, ebenso ein Landsmann aus dem Alten Land mit seinen bayerischen Freunden aus Königsberg. Kaffee und Kuchen reichlich, ebenso unsere Gespräche. Wir gedachten unserer Verstorbenen: Helmut Panteleit, Christel Uffelmann geb. Panteleit aus Wickbold und Helmut Schwill aus Ludwigswalde, der noch im vergangenen Jahr unter uns weilte. Um Mitternacht brachte mir die Gesellschaft ein Geburtstagsständchen. Es wurde wieder sehr spät, und ich hoffe nur, daß die Autofahrer eine gute Heimfahrt hatten. Wir anderen übernachteten im Hotel. Auf meinem Frühstücksplatz lag ein Brief. Absenderin war eine Postkartensammlerin, gebürtig in Insterburg. Sie besitzt 150 Ansichtskarten von Insterburg, darunter eine adressiert „An das wohlgeborene Fräulein Ottilie Büttner“ in Wickbold vom 7. Juni 1899. Nett, daß sie an uns gedacht hatte und nur mal so Kopien schickte. Allen fiel der Abschied schwer. Gesund und hoffentlich mit mehr Teilnehmern wollen wir uns am letzten Wochenende im August 2008 wieder im „Kirschland“ treffen. Dieses Schreiben soll ein kleiner Trost sein für alle Lieben, die an unserem Treffen nicht teilnehmen konnten. Wir haben an Euch gedacht. In alter Verbundenheit mit allen guten Wünschen und heimatlichen Grüßen.

Ostpreußen-Kalender 2008 – Auch für das Jahr 2008 hat Herbert Laubstein wieder einen Ostpreußenkalender mit schönen heimatlichen Motiven erstellt. Die Bilder zeigen in neuen Fotografien den reizvollen Charakter der ehemals nördlichsten Provinz des Deutschen Reiches. Der Kalender, der auch ein schönes Geschenk sein kann, ist ab sofort zum Sonderpreis von 11 Euro, einschließlich Porto und Verpackung, bei Herbert Laubstein, Amselstraße 29, 58285 Gevelsberg, Telefon und Fax (0 23 32) 8 05 77, zu beziehen. Der finanzielle Erlös dient ausschließlich für die weitere Ausstattung unseres Samland-Museums in Minden / Westfalen.



MEMEL-STADT

Kreisvertreter: Hans-Jörg Froese, Phoebener Chausseestraße 10, 14542 Werder-Phöben, Telefon (0 33 27) 74 16 03, E-Mail: HJFROESE@web.de. Gst. Für alle Memellandkreise: Uwe Jurgsties, Kirschblütenstr. 13, 68542 Heddesheim

Einladung der memelländischen Heimatkreise / AdM zum Seminar im InterCity Hotel, Herweghstraße 51. Thema: „Europa der Regionen – Brücken in die Zukunft“ – Das Memelland im erweiterten Europa unter besonderer Beachtung der Staaten Litauen, Polen, Rußland und Deutschland. Begrüßung und Einweisung der Teilnehmer am Abend des 26. September, das anspruchsvolle Programm beginnt am 27. bis 29. September jeweils um 9 Uhr. Der nachfolgende Themenauszug zeigt die vielfältigen Aspekte, welche durch kompetente und hochrangige Persönlichkeiten aus Deutschland, Litauen, Rußland und Polen betrachtet und anschließend diskutiert werden können: „Litauen, die Brückenfunktion des Memellandes – Das Kaliningrader Gebiet, wirtschaftliche und touristische Entwicklungen als Brücke zu Rußland und Westeuropa“ – Die AdM zusammen in Kooperation mit den Städten Memel (Klaipeda) und Mannheim – Erfahrungen und Aufzeigen von Möglichkeiten mit Partnerstädten – Beispiele der Pflege der gemeinsamen europäischen Geschichte in Museen und Schulen in Deutschland und im Königsberger Gebiet – Das Memelland im heutigen Litauen – Die Deutschen als Volksgruppe im Heimatland, eine Bereicherung für das kulturelle Leben in Litauen durch deutsch-litauische Begegnungszentren. Zum 150. Geburtstag von Hermann Sudermann werden sein Leben und Werk vorgestellt sowie der Film „Die Reise nach Tilsit“ vorgeführt. Damit die Teilnehmer auch etwas von der Stadt mit sieben Kaufmannsbrücken, sieben Landtore, sieben Rathaustürmen, der Backsteingotik im Altstadtviertel Rostocks und der unmittelbar an der Ostsee gelegenen Stadt Warnemünde, unter anderem dem „letzten Haus vor Dänemark“, sehen können, wird eine Erkundungsfahrt angeboten. Den Abschluß des Seminars bildet die Teilnahme am 12. Landestreffen der Ostpreußen Mecklenburg-Vorpommern, siehe hierzu die Ankündigung der Landsmannschaft Ostpreußen, Landesgruppe Mecklenburg-Vorpommern.



TILSIT–STADT

Stadtvertreter: Horst Mertineit. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 7 77 23 (Anrufbeantworter), Diedrichstraße 2, 24143 Kiel

Heimattreffen 2007 in Kiel – Zusammen mit den benachbarten Heimatkreisen Tilsit-Ragnit und Elchniederung treffen sich die Tilsiter mit ihren Angehörigen und allen Interessierten wieder in Tilsits Patenstadt Kiel am 5. und 6. Oktober. Wenige Tage vor dem Treffen hier nochmals einige Hinweise zu den einzelnen Programmpunkten: Freitag, 5. Oktober, 9 Uhr, nach alter Tradition Kranzniederlegung am großen Kreuz auf dem Kieler Nordfriedhof, Westring 481. Treffpunkt am Friedhofseingang. Ab 10 Uhr, Treffen der Schulgemeinschaften: Königin-Luisen-Schule im Schloßrestaurant, Uhrenzimmer; Realgymnasium / Oberschule für Jungen, Legienhof, Saal 1, Legienstraße 22; Johanna-Wolff-Schule (Meerwischer Schule), Legienhof, Saal 2, Legienstraße 22; Herzog-Albrecht-Schule, Logenhaus, Saal 1, Beselerallee 38; neustädtische Schule, Logenhaus, Saal 2, Beselerallee 38. Weitere Anmeldungen zu den Treffen der Schulgemeinschaften, auch von den benachbarten Heimatkreisen, sind bisher nicht eingegangen. Ab 18 Uhr, Tilsiter Runde im großen Saal des Legienhofes, Legienstraße 22. Zwangloses Beisammensein mit den bereits angereisten Teilnehmern. Sonnabend, 6. Oktober. ganztägige Zentralveranstaltung im Hotel Maritim, im Stadtteil Kiel-Düsternbrool, Bismarkallee 2, am Ufer der Kieler Förde, oberhalb der Schiffsanlegestelle Bellevue. Erreichbar mit den Förderschiffen ab Hauptbahnhof oder mit den Bussen der Linien 42 und 43 Richtung Tannenberg / Suchsdorf bis Haltestelle Roonstraße. 9 Uhr, Eröffnung der Fotoausstellung „Die Luisenbrücke im Wandel der Zeiten“ mit Bildern von Jakow Rosenblum – danach Saalöffnung. Um 10 Uhr, Festliche Stunde: Grußworte, Festrede, musikalische Begleitung. 12 Uhr, Mittagessen, anschließend zwangloses Beisammensein mit persönlichen Begegnungen und Gesprächen. Am Nachmittag wird im Hotel Maritim eine Kaffeetafel angeboten. Ausklang am Abend. Allen Teilnehmern wünschen wir eine gute Anreise und erlebnisreiche Stunden im Hotel.

Kleine Geschichtsstunde

Unter der Regie von Jirka Zacek wurde »Thomas Münzer« gespielt



Das Ensemble der Dittchenbühne zeigte sein Können. Foto: IR

Von ILSE RUDAT

Dieses kritische Schauspiel, im malerischen Innenhof der Elmshorner Dittchenbühne hervorragend in Szene gesetzt von dem vortrefflichen Regisseur Jirka Zacek und vielen Schauspielern, wurde von der ursprünglichen Fassung des Friedrich Wolf umgearbeitet.

Bei der Begrüßung der vielen Gäste, darunter Prominenz aus allen Sparten der Gesellschaft, konnte der Chef dieses inzwischen weithin bekannten Unternehmens, Raimar Neufeldt, besonders die Bürgermeisterin von Elmshorn, Frau Fronzek, erwähnen und die erfreuliche Tatsache, daß es diesmal auch eine finanzielle Unterstützung der Stadt für dieses Stück geben würde.

Das Drama spielt während der letzten beiden Lebensjahre des Predigers und Revolutionärs Thomas Münzer, geboren 1489 in Stolberg / Harz, gestorben 1525 in Mühlhausen / Thüringen.

Münzer, groflartig dargestellt von Martin Mertens, zunächst ein engagierter Anhänger und Bewunderer Martin Luthers, wurde später ein erbitterter Gegner des Reformators. Er wandte sich in seinen kämpferischen Predigten und Texten nicht nur gegen die vom Papsttum beherrschte geistliche Obrigkeit, sondern auch gegen die soziale Unterdrückung und Ausbeutung der Bauern und der ärmeren Stadtbevölkerung. Sein scharfes Auge für die sozialen Mißstände seiner Zeit machten ihn zu einer Herausforderung und Bedrohung für die Herrschenden und zu einem Freund des „gemeinen Mannes“. Diese Haltung rief natürlich die Obrigkeit auf den Plan und führte 1525 nach der Schlacht bei Frankenhausen, die in einer völligen Niederlage der von Münzer zusammengerufenen Bauern endete, zu dessen Tod durch Enthauptung.

Obwohl es am späteren Abend sich doch schon etwas abgekühlt hatte, waren die Begeisterung und der starke Beifall für die gut gelungene Aufführung sehr groß.

Zu Besuch bei Tante Grete

Zeitvertreib und gleichzeitiges Eintauchen in eine andere Welt

Von H. PATZELT-HENNIG

Wenn mich als Kind die Langeweile beschlich, ging ich gern zu meiner Tante Grete. Sie wohnte am anderen Ende unseres Dorfes. Ihre paradiesische kleine Wohnung befand sich im oberen Teil eines Bauernhauses. Tante Grete lebte allein und hatte für mich immer Zeit, wenn ich sie besuchte. Sie war seit dem Ersten Weltkrieg verwitwet und ihre beiden Söhne lange aus dem Haus, irgendwo in der Welt.

Ich war Tante Gretes einzige Großnichte und als solche eine der Hauptanwärterinnen auf das, was sich hinter den Türen ihres Glasschrankes befand, in der etwas nach hinten gerückten Porzellandose mit rosengeziertem Deckel. Für die Süßigkeiten, die sich darin befanden, lohnte sich der Weg durch das Dorf.

Was mich bei Tante Grete außerdem immer wieder interessierte, war die Schachtel mit den alten Fotografien. Viele davon stammten aus der Zeit, als ihre Söhne noch kleine Jungen waren. Man sah die Buben mit meiner Mutter zusammen von den Bildern lächeln. Mutter in einem sogenannten Russenkittelchen, die Jungen in Matrosenanzügen.

In Tante Gretes Stube gab es einen mannshohen Spiegel, der rechts und links Stellagen als Abgrenzungen hatte. Darauf standen Porzellanfiguren, die mich stets ins Träumen brachten. Es waren Schwäne mit Blumenkörben auf den Rücken und eine Tänzerin in einem Rüschenrock, wie ich ihn mir auch gewünscht hätte. Außerdem stand da etwas, das Tante Grete als Füllhorn bezeichnete.

Mit diesem Namen wußte ich allerdings nichts anzufangen, aber was aus dem spitztütenartigen Ding hervorquoll, war eine Pracht an Blüten.

Immer wieder beeindruckte mich auch die riesige Muschel, die Tante Grete dort liegen hatte. Wenn man sie ans Ohr hielt, hörte man darin ein Rauschen. Es sei Meeresrauschen, sagte Tante Grete. Doch das Meer, aus dem sie stammen mochte, war weit weg. Die Muschel aber rauschte hier, in Tante Gretes Wohnung. Ein Wunder schien mir das zu sein, ein wirkliches Wunder!

Was mir in Tante Gretes Wohnung nicht gefiel, waren die Bilder mit den Männern in Uniform, die zwischen den beiden Stubenfenstern hingen. Ihre riesigen Schnurrbärte störten mich, und es gefiel mir auch nicht, daß sie alle so ernst dreinblickten.

„Warum hast du die da bloß hängen?“ so fragte ich die Tante immer wieder.

> Schön und fromm wirkte der Engel

„Sie gehören zu meinem Leben und sind alle aus Onkel Pauls Familie!“ bekam ich jedesmal zur Antwort. „Alle sind sie in verschieden Ländern gefallen und auf verschiedenen Friedhöfen begraben. Wenigstens hier sollen sie zusammen sein“, ergänzte sie meistens noch.

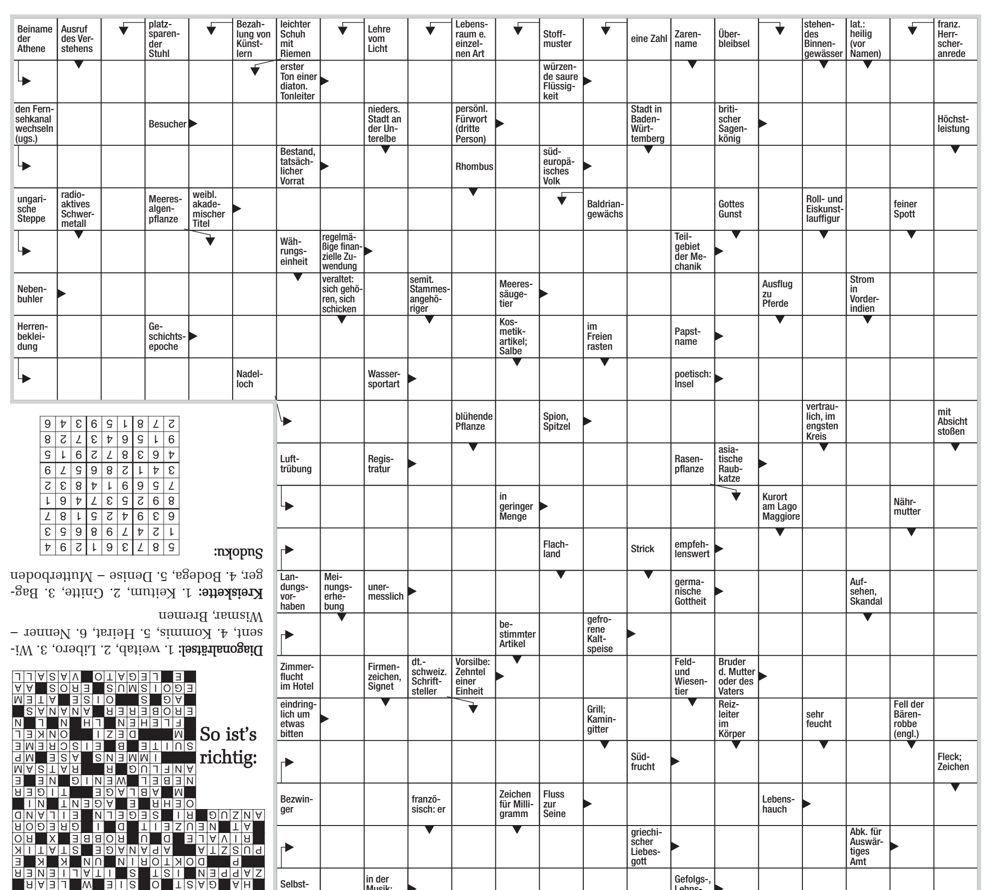
Wenn ich den Ausführungen Erwachsener nicht folgen konnte, sagte ich im allgemeinen nichts. So war es auch in diesem Fall. Still setzte ich mich aufs Sofa und begann an einem Kissen herumzuhantieren. Tante Gretes Sofakissen liebte ich! Am meisten die Schlummerrolle in Hellgrün und Rosa. Auch das rundgehäkelte kunterbunte mit den verwirrenden Streifen beschäftigte mich viel.

Das kuscheligste aber war das große eckige mit den leicht erhöhten Kästchen in Orange und Braun. So zartweich wie dieses war keines. Nicht nur einmal bin ich darauf beim Nachdenken niedergesunken und eingeschlafen. Und dann gab es da noch eins in dunklem Gelb mit silberner und hellgrüner Stickerei. Außerdem ein schwarzgrundiges mit vielen bunten Farben. Und oben, auf der Sofalehne, lag ein weißes, seidenunterlegtes Richelieukissen. Daß ich das in meine Kuscheleien einbezog, wünschte Tante Grete nicht; denn es war das Taufkissen ihrer Söhne. Nahezu ehrfurchtsvoll hielt ich mich an diese Weisung.

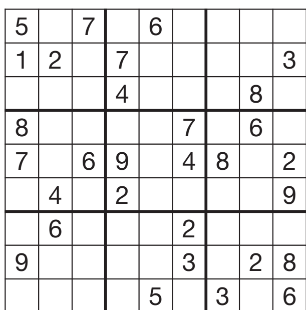
Auch machte es mich glücklich, zu wissen, daß ich selber ebenfalls auf einem Richelieukissen getauft worden war, das es auch noch gab. Mehr als dieses Taufkissen beeindruckte und beschäftigte mich allerdings noch das Bild, das bei Tante Grete über dem Sofa hing. Es berührte meine junge Seele jedesmal tief.

Auf dem Bild waren ein kleines Mädchen und ein kleiner Junge, die in dunkler Nacht auf einem schmalen Holzsteg einen breiten reißenden Bach überquerten, wobei die Gefahr deutlich ersichtlich war. Hinter den beiden aber schritt ein großer Engel, der schützend seine Arme ausbreitete, damit ihnen nichts geschah. Eigentümlich war, daß die beiden nichts von dem Engel zu wissen schienen, ihn gar nicht bemerkten. Dieses Bild machte mir wie nichts anderes glaubwürdig, daß Kinder einen Schutzengel hatten, der da war, sich aber nicht zeigte.

Ich fand es einfach wunderbar, daß man hier, bei Tante Grete, wenigstens auf dem Bild sehen konnte, wie Schutzengel aussahen. Schön und fromm wirkte dieser Engel. Und ich glaubte fest daran, daß meiner ein Abbild davon war.

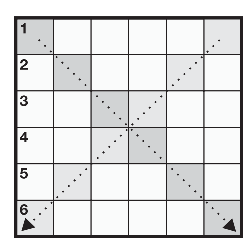


Sudoku



Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält. Es gibt nur eine richtige Lösung!

Diagonalrätsel



Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Hansestädte.

1 fern,
2 freier Verteidiger beim Fußball,
3 Wildrind,
4 veraltet: Handlungsgehilfe,
5 Eheschließung,
6 Teil des Bruches

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte eine humusreiche obere Erdschicht.

1 Ort auf Sylt, **2** kleine Mücke (norddeutsch), **3** Maschine für Erdarbeiten, **4** spanisches Weinlokal, **5** französischer Frauenname



Wie Preußen souverän wurde

Vor 350 Jahren verzichtete der polnische König im Wehlauer Vertrag auf die Lehenshoheit

Von Manuel Ruoff

Albrecht von Brandenburg-Ansbach hatte dafür, daß der Polenkönig die von ihm 1525 vollzogene Umwandlung des Ordensstaates mit ihm als Hochmeister in ein erbliches weltliches Herzogtum mit ihm als Herzog akzeptierte, einen hohen Preis zahlen müssen: die Anerkennung der polnischen Lehenshoheit. Der 1655 ausbrechende Zweite Schwedisch-Polnische Krieg bot Albrechts damaligem Nachfolger, dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, die Möglichkeit, diese polnische Lehenshoheit abzuschütteln.

Im Juni 1655 fielen die Schweden in Polen ein, das bereits wenige Wochen später am 25. Juli kapitulierte. Der polnische König Johann II. Kasimir begab sich auf die Flucht nach Schlesien. Mit der Begründung, daß er von seinem bisherigen (polnischen) Lehensherren schutzlos verlassen worden sei, nahm der Brandenburger den Standpunkt ein, daß damit das Lehensverhältnis aufgehört habe zu existieren, und erkannte unter militärischem Druck der Schweden am 17. Januar 1656 im Vertrag von Königsberg nun deren König als Lehensherren an.

Das Kriegsglück war dem schwedischen König, Karl X. Gustav, jedoch nicht hold, und seine militärische Lage verschlechterte sich. Das hatte für Friedrich Wilhelm den Vorteil, daß der Schwedenkönig an der Unterstützung des Brandenburgers, der sich im Vertrag von Königsberg nur zur Neutralität verpflichtet hatte, um so interessierter war. Für die Unterstützung des Hohenzollern war der König schließlich sogar bereit, auf seine Lehensherrschaft zu verzichten.

Am 23. Juni 1656 gestand der schwedische König dem brandenburgischen Kurfürsten im Vertrag von Marienburg als Gegenleistung für dessen Unterstützung zwar „nur" die Überlassung des Bistums Ermland und vierer großer polnischer Woiwodschaften zu, doch im Vertrag von Labiau erang Preußen am 20. November 1656 schließlich die Anerkennung der Souveränität durch Schweden.

Schwedens Schwäche und schwindendes Kriegsglück hatte einerseits für Friedrich Wilhelm den Vorteil, daß die Skandinavier gezwungen waren, einen immer höheren Preis für seine Unterstützung zu bieten. Doch was nützten dem Kurfürsten die von den Schweden aus einer Position der Schwäche nolens volens gemachten Zusagen, wenn die Skandinavier so sehr schwächelten, daß ihm drohte, an deren Seite den Krieg zu verlieren. Diese Gefahr war durchaus gegeben, denn nach Rußland traten im März 1657 auch noch Dänemark und mit Österreich der Kaiser des Heiligen Reiches auf Seiten Polens in den Krieg ein.

In dieser Lage zog der Große Kurfürst die Notbremse und bereitete einen Seitenwechsel vor. Dieser Seitenwechsel war jedoch einfacher gesagt als getan, denn wie zuvor von Karl Gustav verlangte Friedrich Wilhelm nun auch von Johann Kasimir die Anerkennung der preußischen Souveränität. Doch im Vergleich zum Schweden verhandelte der Pole aus einer ungleich stärkeren Position heraus. In dieser Situation vermittelte der kaiserliche Gesandte Franz Freiherr von Lisola. Dieser hatte den Eintritt seines Landes in den Krieg gegen Schweden bewirkt und versuchte nun, Brandenburg aus dem Bündnis mit den Schweden abzuwerben.

Lisolas Bemühungen waren von Erfolg gekrönt. Am 22. August 1657 wurde in Wirballen, wo die polnisch-litauische Armee ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte, ein Waffenstillstand geschlossen. Unter dem Vorwand gemeinsamer Jagden kam es im waldreichen Gebiet um Tapiau und Wehlau zu Geheimverhandlungen. Am 13. September 1657 gelang der Durchbruch insoweit, als man sich auf Friedrich Wilhelms Hauptforderung, die preußische Souveränität, einigen konnte.

Bereits am darauffolgenden Tag brach Friedrich Wilhelm, begleitet von Lisola, von Königsberg, wo die Pest wütete, nach Wehlau auf, wo er am 18. September und damit einen Tag nach dem Befehlshaber des polnisch-litauischen Heeres und Bevollmächtigten Polens, Feldmarschall Vincenz Corvin Wenzel Gonsiewski, eintraf. Die polnisch-brandenburgischen Gespräche unter der Vermittlung Lisolas münden schließlich am 19. September 1657 in den Abschluß eines zunächst noch geheim gehaltenen Separatfriedens im Rathaus von Wehlau.

Der Hauptvertrag enthält neben klassischen Elementen eines Friedensvertrages wie der Einstellung aller Feindseligkeiten und dem sofortigen Austausch aller Kriegsgefangenen vor allem eine Regelung des Status Preußens. Polen anerkannte die Souveränität des Kurfürsten und seiner erblichen Nachfolger über das Herzogtum in dessen Grenzen vor dem Kriege, also ohne das Ermland. Zudem beteuerten sich der polnische König und der brandenburgische Kurfürst ewige Freundschaft. Zwei mit diesem Hauptvertrag unterzeichnete Nebenverträge regelten die gegenseitige Waffenhilfe im ungeachtet des Separatfriedens weitergehenden Zweiten Schwedisch-Polnischen Krieg sowie Johann Kasimirs Abtretung der Lande Lauenburg und Bütow und die Verpfändung von Elbing als Ersatz für das zurückgewonnene Ermland an Friedrich Wilhelm. Sein Ende fand der Krieg auf Drängen Frankreichs fünf Jahre später im Frieden von Oliva, in dem Preußens Souveränität international bestätigt wurde.



Wehlaus Rathaus: Hier wurde der Vertrag von Wehlau am 19. September 1657 unterzeichnet. Foto: Archiv

Hüben wie drüben geehrt

Der Pionier der organischen Chemie Friedrich Wöhler

Von Corinna Weinert

Probieren geht über studieren", meinte einst der große Experimentator Friedrich Wöhler, was ihn zu revolutionären Entdeckungen in der Chemie führte. Der Vater der Aluminiumherstellung und Harnstoffsynthese sowie Erfinder des doppelseitigen Buchdrucks wurde am 31. Juli 1800 in dem heute zu Frankfurt am Main gehörenden Eschersheim geboren. Nach der Schule studierte er ab 1820 in Marburg Medizin, wechselte jedoch im darauffolgenden Jahr an die Universität Heidelberg, wo er neben Medizin auch Chemie studierte – letztere bei Leopold Gmelin. 1823 promovierte er in Medizin, ging dann anschließend, da das Interesse an der Chemie überwog, auf Empfehlung von Gmelin nach Stockholm, um bei Jöns Jakob Berzelius die Analytik zu vertiefen. Nach seiner Rückkehr war er von 1825 bis 1831 Lehrer an der Gewerbeschule in Berlin, unterrichtete dann als Professor an der Höheren Gewerbeschule in Kassel, bis 1836 die Berufung an die Universität Göttingen erfolgte.

Wöhler gilt wegen seiner Harnstoffsynthese im Jahre 1828 als Pionier der organischen Chemie. Die Harnstoffsynthese eröffnete das Feld der Biochemie, da erstmals ein Stoff, der bisher nur von lebenden Organismen bekannt war, aus „unbelebter" Materie künstlich erzeugt werden konnte. Bis dahin hatte man die sichtbare Welt und ihre Erscheinungsformen in zwei große Bereiche unterteilt: in die Welt der Organismen, die organische Welt, und in die leblose Welt, das An- oder Unorganische. Zwar hatte man schon einige der in Lebewesen vorkommenden Stoffe isoliert, hatte auch gelegentlich Analogien zwischen Organischem und Anorganischem gefunden, doch hielt man eine Invitro-Synthese von organischem aus anorganischem Material, sprich eine, die außerhalb des lebenden Organismus stattfindet, damals für prinzipiell unmöglich.



Friedrich Wöhler Foto: Archiv

Man glaubte nämlich, daß für die Bildung solcher Stoffe, aus der die Lebewesen aufgebaut sind, eine besondere transzendente Kraft, die „Vis Vitalis", notwendig sei. Wöhler war es mit der Harnstoffsynthese nun gelungen, eine „von der Natur" beziehungsweise von Gott geschaffene Substanz künstlich herzustellen.

Schon ein Jahr zuvor hatte Wöhler eine Reduktionsmethode für die Herstellung von reinem Aluminium entwickelt; mit dem gleichen Verfahren gelang ihm die Isolierung von Beryllium und Yttrium und später auch die Darstellung von kristallinem Silicium. Im Jahr der Harnstoffsynthese wurde Wöhler zum Professor ernannt.

Zusammen mit seinem Freund Justus Liebig begründete Wöhler um 1830 die Radikaltheorie, mit der man organische Verbindungen erstmals systematisch erklären konnte. Wöhler ist auch Entdecker der Synthese von Calciumcarbid, das in Lampen – vor allem im Bergbau untertage – als Brennstoff Verwendung fand, von Oxalsäure, die in verschiedenen eßbaren Pflanzen vorkommt und im menschlichen Körper mitunter Organschäden hervorruft, von Benzoesäure, die heute als Konservierungsstoff vor allem bei sauer eingelegten Lebensmitteln sowie in der Parfümindustrie und als Weichmacher Einsatz findet, von Hydrochinon, das man in der Fotolabortechnik als Reduktionsmittel beim Entwickeln von Bildern und Filmen sowie für Hautcremes nutzt. Ferner gelang ihm die Gewinnung von Nickel.

Wöhler war schließlich vielfacher Ehrendoktor und Ehrenbürger. Die Bedeutung seiner Leistungen wurde dies- wie jenseits des Rheins geschätzt. Vom Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. erhielt er 1864 den Orden „Pour le mérite" für Wissenschaften und Künste; Frankreichs Kaiser Napoleon III. ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion.

Wöhler starb am 23. September 1882 im Alter von 83 Jahren nach einem Ruhranfall.

Letzter Wehrmachtsgeneral

Der Generalinspekteur der Bundeswehr Heinrich Trettner

Von Hans Lody

Heinrich Trettner erblickte am 19. September 1907 im westfälischen Minden das Licht der Welt. Nach der Reifeprüfung trat er 1925 als Fahnenjunker in das Reiterregiment 18 in Stuttgart ein, in dem auch Claus Graf Schenk von Stauffenberg diente. Anders als Stauffenberg, den es zur Panzertruppe zog, reizte Trettner die Fliegerei und ab November 1932 durchlief er als „Zivilist" – da Versailles Deutschland Luftstreitkräfte verbot – eine Fliegerausbildung und nahm am Spanischen Bürgerkrieg als Angehöriger der Legion Condor teil. 1938 wechselte Trettner zur frisch aufgestellten Fallschirmjägertruppe. 1940 arbeitete er die Pläne für die Luftlandungen im belgisch-niederländischen Raum aus (Sperrfort Eben Emael und Rotterdam). Für seine militärischen Leistungen erhielt Trettner das Ritterkreuz. Im Mai 1941 plante er die Luftlandungen auf Kreta. Später fühlte er sich für die dortigen hohen Verluste von 3250 Gefallenen und 3400 Vermißten verantwortlich. Nach weiteren Verwendungen in Rußland und Frankreich stellte er im September 1943 die 4. Fallschirmjägerdivision in Venedig auf. Für die Führung dieser Division wurde Trettner am 17. September 1944 mit dem Eichenlaub ausgezeichnet. Bei Kriegsende geriet Trettner in US-amerikanische Gefangenschaft, wurde aber später den Briten überstellt, die ihn kriegs- und völkerrechtswidrig bis zum 6. April 1948 festhielten.

Zurück in der Freiheit begann Trettner sich in Westdeutschland eine zivile berufliche Existenz aufzubauen. Eine Lehre, ein Studium und eine Sprachenausbildung lagen bereits hinter ihm, als er den Werben der politischen Klasse der Bundesrepublik nachgab, sich am Aufbau der Bundeswehr zu beteiligen. Am 2. November 1956 trat Trettner dringend erwartet als Generalmajor in die Bundeswehr ein und wurde sofort in das Nato-Hauptquartier nach Paris entsandt,



Heinrich Trettner Foto: Archiv

wo er bis 1959 verblieb. Danach fand er Verwendung als Truppenkommandeur. Ab 10. Februar 1960 wurde ihm die Führung des I. Korps übertragen. Im Februar 1964 löste er General Friedrich Foertsch als Generalinspekteur der Bundeswehr ab.

Trettner, der dagegen war, Atomwaffen auf deutschem Boden einzusetzen und hierfür ein deutsches Veto-Recht forderte, schlug Minister von Hassel eine Änderung der Spitzenstruktur der Bundeswehr vor. Der Umstand, daß Staatssekretäre wie Karl Gumbel ihm direkten Vortrag beim Minister verwehren konnten und dieses auch taten, war ihm unerträglich. Er hoffte den Umfang der Bürokratie reduzieren zu können und verkannte, daß den Bürokraten – damals wie heute – die eigenen Interessen wichtiger sind als die der Bundeswehr. Gumbel und dessen Ministerialdirektor Ernst Wirmer, der als Begründer des Zwei-Säulen-Konzepts der vollständigen Trennung der militärischen Streitkräfte von der zivilen Verwaltung der Bundeswehr gilt, fühlten sich dem General übergeordnet und überlegen. Es kam zum Krach. Als der Minister es auch noch unterließ, vor dem sogenannten Gewerkschaftserlaß seinen Generalinspekteur über diesen zu informieren, trat der General aus Selbstachtung zurück und ließ Minister und Staatssekretär, die sich selbst genug waren, allein.

Trettner, der außer seinen deutschen noch spanische, französische, britische, griechische, US-amerikanische und italienische Militärorden trug, schaltete sich nur noch einmal in die öffentliche Diskussion ein. Als linke Kreise und mit ihnen der SPD-Verteidigungsminister Struck die Ehre des Fliegergenerals Werner Mölders besudelten, der bislang zu den Traditionsgebern der Bundeswehr gehörte, protestierte der General. Dem Festakt zum 50jährigen Bestehen der Bundeswehr blieb er aus diesem Grunde auch fern. Am 18. September 2006 starb der letzte noch lebende Wehrmachtsgeneral.

Alkoholopfer im Mutterleib

Der Stoffwechsel eines Embryos ist nur bedingt in der Lage, Giftstoffe wie Alkohol abzubauen

Von CORINNA WEINERT

Es ist Mittagszeit im Spandauer Kinderheim Sonnenhof, die Jungen und Mädchen der Wohngruppe „Nemo" sitzen gemeinsam am großen Eßtisch und lassen sich das Hühnchen schmecken. Während die meisten Kinder dabei ausgelassen plaudern und lachen, stochert Björn stumm auf dem Teller umher. Björn ist zehn, wirkt aber, als wäre er gerade mal sechs. Das Kauen und Schlucken fällt dem schmächtigen Blondschopf schwer, und auch die Koordination von Gabel und Messer bereitet ihm im Gegensatz zu den Jungen und Mädchen um sich herum erhebliche Probleme. Noch weitaus deutlicher unterscheidet sich Björn von den anderen jedoch durch sein auffälliges Gesicht: hängende Augenlider, schmale Lippen, flacher Nasenrücken und tiefsitzende Ohren – die typischen Merkmale der Alkoholembryopathie (AE). Hiermit bezeichnen Fachleute geistige und körperliche Schäden, die das Ungeborene im Bauch der Mutter erleidet, wenn die während der Schwangerschaft Alkohol trinkt.

Das Ungeborene „trinkt" dabei nämlich mit, innerhalb kurzer Zeit hat es über die Nabelschnur den gleichen Alkoholpegel wie die Mutter. Im Gegensatz zu ihr ist das Ungeborene allerdings viel länger der wie Gift auf die Körperzellen wirkenden Substanz ausgeliefert, weil sein Stoffwechsel nur bedingt in der Lage ist, Alkohol abzubauen. „Hierdurch kann es zu schwerwiegenden Entwicklungsstörungen beim Ungeborenen kommen, die das ganze Leben lang bleiben", erklärt Dr. Reinhold Feldmann von der Universitäts-Klinik und Poliklinik für Kinder- und Jugendmedizin in Münster. „Gewebe und Organsysteme bilden sich unter Alkoholeinwirkung fehlerhaft aus, wie schwerwiegend die Behinderungen der Kinder letztendlich sind, hängt davon ab, wie viel Alkohol die Mutter während der Schwangerschaft konsumiert und wie ihr Körper ihn verarbeitet hat", so der Experte.

Knapp 80 Prozent aller Frauen in Deutschland nehmen während der Schwangerschaft Alkohol zu sich, zehn Prozent häufig bis regelmäßig. Jährlich kommen deshalb bis zu mehr als 2000 Kinder auf die Welt, die an der schwersten Form der Schädigung durch Alkohol, dem fetalen Alkoholsyndrom (FAS), leiden. Die betroffenen Kinder haben geistige Behinderungen, körperliche Fehlbildungen und sind in ihrem Verhalten auffällig. Typisch sind Gesichtsverformungen und kleiner Kopfumfang, Herzfehler und Nierenschäden, verringertes Körperwachstum, Aufmerksamkeits- und Gedächtnisprobleme, Störungen der Feinmotorik, Sprachschwierigkeiten sowie leichte Reizbarkeit und Ruhelosigkeit. Weitere 10 000 bis 15 000 Kinder werden schätzungsweise mit der weniger stark ausgeprägten Form der Schädigung beziehungsweise Teilaspekten der Schädigung, sogenannten fetalen Alkoholeffekten (FAE), geboren. Da die Grenzen zwischen FAS und FAE fließend sind, gebraucht man üblicherweise die zusammenfassende Bezeichnung der fetalen Alkoholspektrum-Störungen (FASD).

Oft ist die Schädigung nicht gleich erkennbar, sie äußert sich erst mit der fortschreitenden Entwicklung der Kinder: mangelnde geistige Fähigkeiten, Konzentrations- und Lernschwierigkeiten, Hyperaktivität, neurologische Störungen. So ist es auch bei Max. Man sieht dem Jungen die schwerwiegenden Folgen, die der Alkohol an Gehirn und Nerven verursacht hat, nicht auf den ersten Blick an. Max hat einen starken Sprachfehler, der auch durch jahrelange logopädische Behandlung nicht zu beheben war. Nur Menschen, die täglich mit Max zu tun haben, sind in der Lage, das Sprachgewirr zu entschlüsseln und ihn zu verstehen. In einem Alter, in dem gesunde Kinder auf die höhere Schule wechseln, lernt Max in der Sonderschule gerade Lesen und Schreiben. „Und das ist schon ein sehr großer Fortschritt", sagt Gela Becker-Klinger, die fachliche Leitung vom Kinderheim Sonnenhof.

Max wird manchmal unvermittelt aggressiv und verstößt immer wieder gegen Regeln. Verbote und Strafen kommen bei ihm nicht an. „Nicht weil er böse ist", betont Gela Becker-Klinger, „sondern weil ihm die geistige Grundlage fehlt, Handlungen und damit verknüpfte Konsequenzen in einen Zusammenhang zu bringen."

Gefahr im Glas: Ein edler Tropfen kann für ungeborenes Leben Unheil bedeuten. Foto: colourbox

Familie Rosenke macht mit Pflegetochter Saskia ganz ähnliche Erfahrungen: „Oftmals tut Saskia genau das, was man ihr verbietet", berichtet Inis Rosenke, die neben der Pflegetochter drei leibliche Kinder hat. Die Familie holte das Mädchen vor fünf Jahren zu sich, da war Saskia acht. „Bei Überreizung reagiert Saskia mit Schreianfällen und Wutausbrüchen, so daß man sie manchmal sogar zu zweit festhalten muß, um sie vor Selbstverletzung zu schützen oder um sie daran zu hindern, die Wohnungseinrichtung zu zerlegen", fährt sie fort.

„Emotionale Störungen und Verhaltensauffälligkeiten sind typisch", erklärt Dr. Reinhold Feldmann. „Die Kinder können ihre Affekte nur schwer kontrollieren und Frustrationen schlecht ertragen, unterliegen häufig großen Stimmungsschwankungen", weiß der Diplom-Psychologe und Mediziner. Auch sind die intellektuellen Fähigkeiten stark vermindert, der Intelligenzquotient (IQ) liegt im Schnitt bei 75 (Normwert 100 plus / minus 15). Leistungsdefizite zeigen sich vor allem dann, wenn es um das logische Denken, das Lösen komplexer Aufgaben und das Rechnen geht.

„Saskia hat einen IQ von zirka 60", sagt Inis Rosenke, „hinzu kommen diverse Komorbiditäten wie ADHS, mentale Retardierung, Tics und Zwänge. Saskia wird wohl ihr Leben lang auf Hilfe angewiesen sein", meint die besorgte Mutter.

In der Tat benötigen viele Kinder eine 24 / 7 Betreuung, das heißt, 24 Stunden an sieben Tagen in der Woche; mit anderen Worten: rund um die Uhr – auch im Erwachsenenalter. „Die Betroffenen sind oftmals auf ein externes Gehirn angewiesen", erklärt Inis Rosenke, „also auf jemanden, der für sie mitdenkt, um Handlungen zu ermöglichen wie ‚Du mußt dich noch waschen', ‚Du mußt saubere Kleidung anziehen', ‚Du mußt noch einkaufen'. Die Betroffenen bedürfen ständiger Erinnerungen, weil sie sich Dinge einfach nicht merken können. Hilfreich und wichtig ist da vor allem eine geordnete und strukturierte Tagesroutine."

Das Kinderheim Sonnenhof ist eine von zwei Einrichtungen in ganz Deutschland, die sich auf die Betreuung solcher Kinder versteht. Hier werden Björn und Max und die anderen nach Kräften gefördert. Die Therapiemöglichkeiten hängen allerdings immer davon ab, wie früh oder spät die richtige Diagnose gestellt wird. Viele Ärzte haben nicht das Wissen, um die Krankheit zu erkennen, spezialisierte Diagnose-Zentren sind rar. Nur in Berlin und Münster gibt es derzeit Ärzte, die auf Kinder mit alkoholbedingten Schäden eingerichtet sind. So wird die Ursache der Entwicklungs- und Verhaltensstörungen häufig gar nicht oder erst nach Jahren erkannt.

„Die richtige Diagnose ist aber wichtig, um sich auf die schwierigen Kinder einstellen und schnellstmöglich die notwendigen Therapien in die Wege leiten zu können", meint Gela Becker-Klinger, „insbesondere vor dem Hintergrund, daß im Teenager-Alter eine Entwicklungssperre eintritt. Die Kinder bleiben dann auf dem bis dahin erreichten Entwicklungsstand stehen, und der liegt im Vergleich mit den Altersgenossen deutlich unter der Norm. Daher gilt: Je mehr die Kinder bis dahin an Fertigkeiten erworben haben, desto günstiger ist es für sie."

Um die Versorgung der betroffenen Kinder zu verbessern, sind weitere Diagnose-Zentren, Forschungsprojekte und Fortbildungen von Medizinern notwendig, darin sind sich die Fachleute einig. „Ansetzen muß man aber letztendlich in der Prävention", meint Gela Becker-Klinger, „nur so lassen sich derartige Behinderungen vermeiden." Es gibt keinen allgemeingültigen und verläßlichen Grenzwert für Alkoholgenuß in der Schwangerschaft. „Schon kleinere Mengen können Folgen haben", warnt Dr. Reinhold Feldmann. Sein dringender Rat an Schwangere: „Am besten gar keinen Alkohol trinken!"

1999 hat die von Pflegeeltern gegründete weltweite Selbsthilfeorganisation FASworld den 9. September als Aktionstag bestimmt, um Bezug nehmend auf die neun Monate dauernde Schwangerschaft daran zu erinnern, daß die betroffenen Kinder während der Zeit im Mutterleib Schäden durch Alkohol erlitten haben. Der FASD-Tag wird derzeit in 18 Ländern mit verschiedenen Veranstaltungen begangen, um auf die Probleme der Kinder und ihrer Pflegeeltern aufmerksam zu machen.

Geduld ernsthaft auf die Probe gestellt

Der Empfang war sehr freundlich. Man war erstaunt, denn schließlich hatte man schon ganz anderes erlebt. Die Mädels aber an der Rezeption blickten sofort auf, als man vor dem Tresen stand. „Guten Morgen. Haben Sie einen Termin?" Na klar, wer würde es in Deutschland schon wagen, ohne Termin bei einem Facharzt zu erscheinen? „Hier bitte, meine Überweisung und meine Versichertenkarte." „Vielen Dank. Ja, Sie haben einen Termin bei Dr. Sch., waren Sie schon einmal bei uns?" „Nein." „Gehen Sie bitte den Gang runter und dann rechts und warten dort." Wird gemacht.

„Dort" saßen nur zwei Patientinnen, das sah gut aus. So lange würde man also nicht warten müssen. Der andere Warteraum im Eingangsbereich war ziemlich gut besucht. Kein Wunder, bei einer Gemeinschaftspraxis von fünf Fachärzten. Zwei vor mir, na, etwa 20 Minuten bis zur halben Stunde Wartezeit. Das war auszuhalten. Doch nichts rührte sich. Die einzige Bewegung brachten etwas aufgeregt hin- und herlaufende Assistentinnen, schick in Blau-weiß gekleidet. Akten und Zettel wurden von einer Ecke in die andere

Für ein Zauberwort mit fünf Buchstaben war keine Zeit

transportiert. Wenn doch nur eine auf die Idee kommen würde, die Wartenden zu vertrösten oder vielleicht schon einmal aufzurufen. Konnten die Gedanken lesen? „Frau … kommen Sie." – Für ein kleines Zauberwort mit fünf Buchstaben war keine Zeit … – „Ach nein, Sie müssen doch erst zum Doktor, dann machen wir das nachher, nehmen Sie wieder Platz."

Der Doktor war endlich auch erschienen. Es konnte also losgehen. Eine Patientin wurde aufgerufen, verschwand. Dann wieder nichts. Der kleine Warteraum hatte sich inzwischen so sehr gefüllt, daß alle Plätze belegt waren. Man war konsterniert, als Patienten aufgerufen wurden, die erst später gekommen waren.

Die Assistentin gab sich alle Mühe, die Stimmung zu erhellen. Man wurde aufgerufen. „Dann machen wir doch erstmal das EKG, der Doktor muß telefonieren, das wird dauern."

Irgendwann war man dann doch dran, mit dem Doktor einige Worte wechseln zu können. Zu mehr war keine Zeit, denn schließlich war das Wartezimmer überfüllt. Na ja, man würde schon wieder gesund werden, nur ein wenig Geduld. Die konnte man in der Wartezeit wirklich erproben. *man*

Ein idealer Erholungsort für Streßgeplagte

Im Hamam läßt sich die Körperkultur des Morgenlands auch in einigen deutschen Großstädten erleben

Ging man früher zur Erholung in die Sauna, locken heute moderne Spa-Tempel und Beauty-Farmen mit der puren Entspannung. Voll im Trend und doch altbewährt ist der Hamam: „Das orientalische Dampfbad geht auf eine jahrhundertealte Tradition im arabischen Raum zurück und ist die ideale Erholungsart für gestreßte Manager", sagt Ingo Hoberg, Gesundheitswissenschaftler beim Deutschen Wellness Verband.

Anders als in einer finnischen Sauna kommt es in einem Hamam nicht so sehr aufs Schwitzen an. Die Temperatur ist mit rund 40 Grad Celsius vergleichsweise moderat. Dafür ist die Luftfeuchtigkeit sehr hoch.

„Das bereitet die Haut auf das bevorstehende Waschritual vor", erklärt Hoberg. Denn der semitische Begriff Hamam bedeutet „warmes Wasser": Mittelpunkt des Wellness-Erlebnisses ist eine intensive Wasch- und Massageprozedur.

Den Erholungseffekt verdankt man im Hamam den Künsten des Tellak.

Er ist ein speziell ausgebildeter Bademeister und verwöhnt mit angenehmen Massagen, Einseifungen und Körperpeelings. Zwischendurch übergießt er den Körper des Gastes immer wieder mit Wasser, was den Kreislauf anregt und angenehm erfrischt.

Hier liegt Hoberg zufolge auch das „Geheimnis" des Hamams: Belebende Massagen und unterschiedlich temperierte Wassergüsse machen Körper und Seele gleichermaßen wach.

„Nach dem Bad fühlt man sich wie neugeboren", unterstreicht der Wellness-Experte.

Der traditionelle Hamam ist ein orientalischer Kuppelbau. Zahlreiche Glasfenster erhellen die verschieden temperierten Räume mit Tageslicht.

Mit einem Lendentuch (Pestemal) bekleidet betritt der Gast zunächst den Vorbereitungsraum (Sogukluk). Wassergüsse und die hohe Luftfeuchtigkeit machen die Haut geschmeidig und bereiten sie auf die Waschung vor.

Nach einer Zwischenstation in einem noch wärmeren Dampfraum (Hararet) kommt man im Hauptraum (Ovmalik) der Tellak, der den Gast etwa eine halbe Stunde lang auf einem beheizten Marmorstein behandelt.

Zum Schluß folgt eine Entspannungsphase, in der dem Gast Tee oder kalte Getränke gereicht werden.

Der traditionelle Hamam war früher weniger ein Wellness-Tempel als vielmehr ein Bad für die Öffentlichkeit.

Warmes Wasser gab es in den einfachen Haushalten nicht. Statt dessen besuchte die muslimische Bevölkerung einmal pro Woche – in der Regel vor dem Freitag-abend-Gebet – den Hamam, um sich gründlich zu reinigen. Dabei erfüllte das Bad auch spirituelle und kommunikative Zwecke: Man traf Bekannte aus dem Dorf und unterhielt sich.

Im traditionellen Hamam wurde streng auf eine Trennung der Geschlechter geachtet. Heute sind die Regeln weniger strikt, gerade in Deutschland steht das Dampfbad häufig einem gemischten Publikum offen.

„Menschen mit Kreislauf-Beschwerden sollten allerdings vor dem Besuch einen Arzt konsultieren", empfiehlt Hoberg. Das gleiche gelte für Patienten mit Hauterkrankungen.

Hamams nach klassischem Vorbild findet man in Deutschland vor allem in Großstädten wie Hamburg, Berlin und München. Darüber hinaus richten immer mehr Wellness-Einrichtungen orientalische Dampfbäder ein. *ddp*

SUPER-ABOPRÄMIE

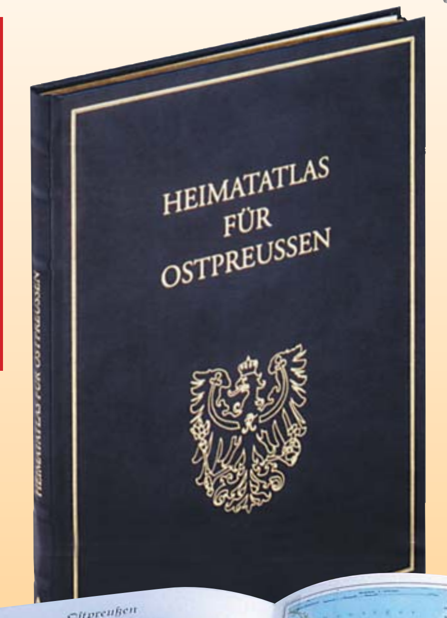
für ein Jahresabo der

Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ostpreußenblatt
Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland
Das Ende der Reformen

Ostpreußen in Karten und Bildern

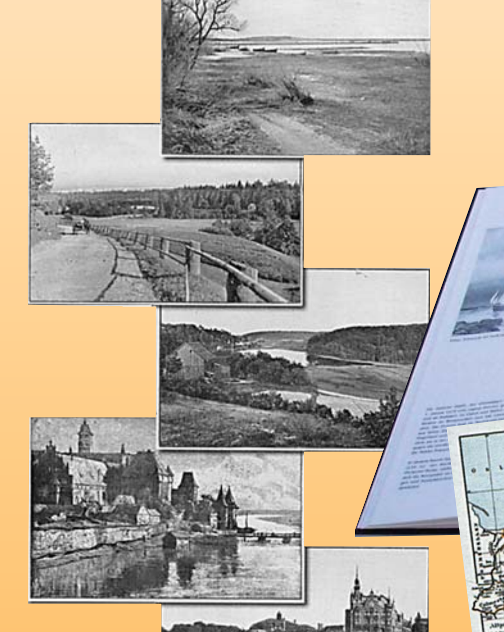
Als Geschenk für Sie:

Dieser wertvolle Heimatatlas von Ostpreußen



Geliebtes Land zwischen Weichsel und Memel

Einzigartiges Kartenmaterial aus den 30er Jahren hält die Erinnerung an die unvergessene Heimat fest.
Geographische und politische Karten sowie Verkehrs- und Wegekarten ergänzen diesen schönen Atlas.





Der prachtvolle Heimatatlas auf einen Blick:

- 80 farbige Karten auf 21 Kartenblättern
- mehr als 70 historische Fotos und Porträts
- prachtvolle Farbtafel des Ostpreußen-Wappens
- praktisches Lesebändchen
- edler Bucheinband
- Großformat: 25 x 33 cm
- insgesamt 80 Seiten

Kostbare Reprint-Ausgabe des Originals von 1926

Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ostpreußenblatt
Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland
Das Ende der Reformen

Lesen Sie die Preußische Allgemeine Zeitung

- **Informationen**, die Hintergründe aufzeigen.
- **Themen**, die Sie woanders nicht lesen.
- **Kommentare**, die aussprechen, was andere verschweigen.

ANTWORT COUPON

Einfach absenden an:

Preußische Allgemeine Zeitung
Parkallee 84/86
20144 Hamburg
oder am schnellsten per
SERVICE-TELEFON bestellen
Telefon: 040/41 40 08 42
Fax: 040/41 40 08 51
www.preussische-allgemeine.de

Schicken Sie mir bitte die Preußische Allgemeine Zeitung von der nächsten erreichbaren Ausgabe an für mindestens 1 Jahr und zusätzlich die Prämie für z.Zt. nur EUR 99,60 im Jahr (inkl. Versandkosten). Mit dem Bezug der Preußischen Allgemeinen Zeitung werde ich gleichzeitig Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen. Gültig ist der jeweils aktuelle Bezugspreis. Die Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Für bestehende oder eigene Abonnements oder Kurzzeitabos (unter 12 Monaten) wird keine Prämie gewährt. Im letzten halben Jahr waren weder ich noch eine andere Person aus meinem Haushalt Abonnent der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Prämienauslieferung solange Vorrat reicht. Lieferung nur innerhalb Deutschlands.

☒ Ja, ich abonniere für mind. 1 Jahr die Preußische Allgemeine Zeitung und erhalte den Heimatatlas von Ostpreußen

☐ bequem + bargeldlos durch Bankabbuchung ☐ gegen Rechnung
☐ vierteljährlich € 24,90 ☐ halbjährlich € 49,80 ☐ jährlich € 99,60

Name/Vorname:

Straße/ Nr.:

PLZ/Ort:

Telefon:

Kontonummer:

Bankleitzahl:

Geldinstitut:

Datum, Unterschrift

PAZ

Pressefreiheit?

Betr.: Merkel in China

Frau Merkel mahnt Meinungs- und Pressefreiheit in China an, dazu die Einhaltung der Menschenrechte. Höflich lächelnd dürften die Chinesen das zur Kenntnis genommen haben, wohl wissend, daß diese in Deutschland auch nicht eingehalten werden. Beispiele: „Junge Freiheit" und die jahrzehntelange politische Verfolgung Andersdenkender.

Ernst Voigt, Delmenhorst

Mißbrauch an Macht

Betr.: Leserbrief „Höhere Bezüge ohne richtige Arbeit" (Nr. 30)

Auch ich empfinde, daß die Diäten der Abgeordneten an sich schon zu hoch sind. Die erfolgte Erhöhung ist somit als maßlos zu werten. Das sollte das Volk sich nicht gefallen lassen und richtigen Druck dagegen machen. Einzelne Stimmen dagegen sind zu schwach.

Ich hatte dem Herrn Bundestagspräsidenten bereits im letzten Jahr den Vorschlag unterbreitet, die Erhöhung der Diäten von Abgeordneten an die Rentenerhöhung zu binden, so wie es ja auch mit dem Regelsatz für ALG-II-Empfänger passiert.

Was ist an meinem Vorschlag so abwegig? Die vom Volk an die „Hebel der Macht" delegiert wurden, verweigern sich und sorgen dafür, daß die Almosenregel nur bei der größten Volksgruppe, den Alten und Langzeitarbeitslosen, angewandt wird.

Das sehe ich als Mißbrauch der Macht an.

K.-H. Schroeder, Schmachtenhagen



Merkel in China: Auf Auslandsreisen wirkt die Kanzlerin immer sehr patent. Foto: ddp

Politiker fern der Realität

Betr.: „Der Griff in die Kasse" (Nr. 34)

Mit großem Erstaunen habe ich zur Kenntnis genommen, daß die Parteien einen Zuschuß von Steuergeldern beantragen. Ist die Regierung in einem Selbstbedienungsladen beschäftigt? Den großen Parteiaustritt der Mitglieder haben die Parteivorsitzenden zu verantworten, denn die sollen erstmal eine sachliche und vernünftige Politik machen und sich nicht mit den eigenen Querelen und Problemen beschäftigen. Es entsteht der Eindruck, daß die Politiker fern aller Realität sind und ihrer Aufgabe, für die gewählt wurde, nicht richtig nachkommen.

Die Preise steigen, die Arbeitslosen bekommen deswegen auch nicht mehr Hartz IV, und Rentnern nimmt man ab, was man nur kann. Gerade Rentner haben auch eine große Kaufkraft und können damit die Wirtschaft weiter ankurbeln.

Es wird von Aufschwung gesprochen, man liest aber fast jeden Tag in der Presse von Stellenabbau. Oder ist der Aufschwung so zu verstehen, daß mehr Geld den Bürgern abgenommen wird? Frage, wann kommt die nächste Diätenerhöhung?

Peter Pott, Neuss

Totengräber der Parteien

Betr.: „Die Augen zu und durch" (Nr. 35)

Diesem Artikel kann ich nur beipflichten, ich kann nur als Ortsvereinsvorsitzender der SPD sprechen. Viele in den großen Volksparteien merken nicht, daß sie die Totengräber ihrer Partei sind, weil sie keine klare verständliche Linie zeigen, und das führt langfristig auch zum Tod der Demokratie, was ja nicht unser Wunsch sein kann.

Jörg Kallweit, Dortmund

Begriffe werden bewußt vermischt

Betr.: „Links, linker, am Ende" (Nr. 33)

Die Hetze gegen Rechts scheint ihr Ziel erreicht zu haben, die Mehrheit der Bürger fühlt sich Links verbunden. Die Strategie der Hetze ist relativ einfach gestrickt: Immer wieder werden uns im Fernsehen die selben Glatzköpfe gezeigt, die alles, was rechts ist (was ist das eigentlich?) symbolisieren. Zugleich werden die Begriffe bewußt vermischt, sie reichen von nazistisch / rassistisch bis schlicht und einfach zu „rechts" (wozu bei Bedarf auch die Union zählt). Zugleich wird auch die Zwangserinnerung an den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust dazu benutzt, die ganze Generation unserer Eltern und Großeltern in den Schmutz zu zerren und jede Korrektur an diesem Erscheinungsbild als rechts abzustempeln.

Da die Linke sich dem Islam geöffnet hat, haben die Hetzer ihr Ziel erreicht: Deutschland wird es nicht mehr lange geben.

Anton Englich, Leipzig

Nicht Preußen, sondern die USA

Betr.: „Rede des LO-Sprechers Wilhelm v. Gottberg" (Nr. 35)

Als echter Tilsiter, und deshalb häufig Tilsiter Käse essend, freut es mich, daß der Stadtname Tilsit in der Schweiz eine neue Heimat gefunden hat, wohin man auch begründet eine Verbindungslinie ziehen kann. Nicht erfreut bin ich über eine Aussage in der Rede des Vorsitzenden der LO.

Zur Sache: Die Hugenotten sind die französischen Protestanten, die genauso wie der Große Kurfürst und viele andere in Preußen reformierten Bekenntnisses waren, also nicht lutherisch, wie der größere Teil der Bevölkerung. Vorwiegend aus wirtschaftlichen Gründen, aber auch aus Mitleid lud er 1685 die aus Frankreich verstärkt vor den Maßnahmen Ludwigs XIV. flüchtenden Hugenotten ein, sich in seinem Land anzusiedeln. Da sie wegen der Verfolgung aus Glaubensgründen geflohen waren, legten sie Wert darauf, daß ihnen im Zufluchtsland die freie Ausübung ihres reformierten Glaubens gestattet wurde. Das wurde ihnen dann auch im 11. Artikel des Einladungsedikts von Potsdam zugesichert. Nichts weiter ist in dieser Sache aus dem Edikt abzuleiten, auch nicht eine besondere religiöse Toleranz des reformierten Herrschers gegenüber den neuen reformierten Untertanen. Auch war das Potsdamer Edikt von 1685 niemals rechtliche Grundlage für die Zuwanderung anderer Glaubensflüchtlinge.

Nun zur Glaubens- und Gewissensfreiheit. Die Aussage, Preußen „hatte mit dem Edikt von Potsdam 1685 des Großen Kurfürsten Glaubens- und Gewissensfreiheit als erster Staat in Europa für alle Landeskinder garantiert. Dies war ein Meilenstein in der Entwicklung der Grund- und Menschenrechte in Europa schon im 17. Jahrhundert." Hört sich gut an, ist aber, wie schon gezeigt, falsch. Zu bemerken ist, daß bereits vor Preußen mehrere Staaten die französischen Glaubensflüchtlinge mit inhaltlich sehr ähnlichen Edikten zur Ansiedlung einluden, so England, die Niederlande, Dänemark, Braunschweig-Lüneburg-Celle, Hessen-Kassel. Weiterhin sollte man beachten, daß in Preußen nach dem Tod König Friedrichs II. (1786) die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts begonnene Toleranzpolitik endete, zum Beispiel durch das Religionsedikt von 1788, durch Verfolgung der Altlutheraner in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, durch den „Kulturkampf" gegen die katholische Kirche 1870/79. Erst 1847/48 erhielten in Preußen Angehörige aller Religionen die gleichen staatsbürgerlichen Rechte.

Der erste Staat der Welt, in dem 1644/63 erstmals die freie Religionsausübung in der Verfassung verankert und Staat und Kirche getrennt wurden, ist der Neu-England-Staat Rhode Island (später auch Gründerstaat der USA). Das ist das Verdienst des reformierten englischen Puritaners Roger Williams (1604–1683). Meilensteine für die Gewährung vollständiger individueller Religionsfreiheit sind die Verfassung der USA von 1787 und die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 in Frankreich.

Dr. Eberhard Gresch, Dresden

Ideologischer Streit darf Wiederaufbau nicht gefährden

Betr.: „Haus des Herrn soll wieder ein Bethaus werden" (Nr. 34)

Zur Reaktion von M. Klaar auf meine „Richtigstellung: Um den Wiederaufbau der Garnisonkirche ist es besser bestellt, als Sie berichten" (Nr. 32) möchte ich nicht eingehen – jeder möge sich seine eigene Meinung bilden. Unsere Fördergesellschaft für den Wiederaufbau der Garnisonkirche Potsdam bleibt bei ihrem Ziel, die Garnisonkirche in ihrer historischen Gestalt wiederaufzubauen und anschließend ihre Nutzung durch die Ev. Kirche (durch wen eigentlich sonst?) zu unterstützen. Die Nutzung soll in drei Bereichen stattfinden: in erster Linie als offene Stadtkirche, sodann als Symbolkirche und Gedenkstätte für den 20. Juli 1944 und schließlich als Versöhnungskirche, wie übrigens auch die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin und die Frauenkirche in Dresden als Versöhnungskirchen genutzt werden, ohne daß dies den Unmut der Preußen- und Sachsenfreunde hervorruft.

Die Zuschrift von W. v. Gottberg „Bei einer echten Versöhnung bleibt die Identität beider Partner gewahrt" enthält Aussagen zur biblischen, zwischenmenschlichen und politischen Versöhnung, die ich vollständig unterstütze und die dem Versöhnungsanliegen der Ev. Kirche an der Garnisonkirche entsprechen. Herr v. Gottberg schreibt, daß die Voraussetzungen der zwischenmenschlichen und der politischen Versöhnung das Aufeinanderzugehen, das Gespräch und der Wille zum Kompromiß sind.

Dies ist auch unsere Haltung, sowohl gegenüber der Ev. Kirche als auch gegenüber der ehemaligen TPG.

Die Ev. Kirche hat viele unserer von ihrem ursprünglichen Nutzungskonzept abweichende Anregungen aufgegriffen und ist für weitere Gespräche offen. Deshalb empfinde ich es als besonders bedauerlich, daß der ehemalige Vorsitzende der aufgelösten TPG meinen wiederholten Gesprächsangeboten bisher ausgewichen ist. Ich wiederhole hiermit auch öffentlich unsere voraussetzungslose Bereitschaft zum Gespräch und zur Zusammenarbeit.

Ich hielte es für unnötig und bedauerlich, wenn eine so schöne und wichtige Aufgabe wie der Wiederaufbau der Garnisonkirche durch ideologischen Streit ihrer Befürworter und Verweigerungshaltungen gegenüber unserer Kirche beeinträchtigt würde.

Johann-Peter Bauer, Potsdam, Vorsitzender der Fördergesellschaft für den Wiederaufbau der Garnisonkirche Potsdam e.V.

»Spiegel«-Redakteure kennen offenbar Hintergründe nicht

Betr.: „Spiegel" zum Thema „Preußens wirkliche Gloria: Die Erfindung des modernen Staates"

Neben dem erstklassigen und mutigen Artikel zeigt das Interview mit dem australischen Historiker Prof. Clark „Ein Bollwerk der Demokratie" den gescheiterten Versuch des „Spiegel"-Mitarbeiters, die positiven Erkenntnisse Clarks über Preußen zu negieren.

Die Frage des Interviewers „Was ist mit der preußischen Tradition des skrupellosen Angriffskriegs, mit Friedrich dem Großen, der 1740 in Schlesien einfiel?" kann nur jemand stellen, der die geschichtlichen Hintergründe nicht kennt oder nicht kennen will, weil diese nicht in sein Konzept passen, nämlich den Schlesienkrieg Friedrichs als Beweis für die ununterbrochene Linie der alten Deutschen zu Hitlers Verbrechen anzuführen.

Schlesien, das im Jahre 990 unter die Herrschaft des polnischen Herzogsgeschlechts der Piasten kam, fiel 1523 zusammen mit Böhmen an die Habsburger, was von den noch lebenden Piasten nicht anerkannt wurde. Es bestand nämlich ein Erbverbrüderungsvertrag zwischen dem Hause der Piasten (Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau) und Brandenburg (Hohenzollern), der besagte, daß im Falle des Erlöschens eines Fürstenhauses das andere dieses beerben sollte. Nach Regierungsantritt von Friedrich von Preußen (1740) bot die Kaiserin Maria-Theresia (Habsburger) diesem eine erhebliche Geldsumme, wenn er auf die Rechte aus dieser Erbverbrüderung, also auf seinen Anspruch auf Schlesien, verzichten würde. Dies lehnte Friedrich ab und gab damit klar zu erkennen, daß er Anspruch auf Schlesien habe. Erbverbrüderungen (Confraternität) waren im 14. Jahrhundert zwischen regierenden Häusern durchaus üblich, so bestand zwischen Brandenburg, Sachsen und Hessen ein solcher Vertrag seit 1373 und 1457, zuletzt erneuert 1614; auch zwischen beiden Mecklenburg (M-Strelitz und M-Schwerin) bestand eine Erbverbrüderung von 1642. Ob die Brandenburg-Piasten-Confraterniät völkerrechtlich unanfechtbar war und ob ihr rechtlicher Bestand zweifelhaft war, mag unter einem anderen Aspekt interessieren; durch das Angebot der Geldzahlung gegen Verzicht auf die Erbrechte, also Verzicht auf Schlesien, läßt sich die Formulierung „skrupelloser Angriffskrieg" nicht mehr aufrecht erhalten. Ganz zu schweigen davon hatte in der damaligen Zeit jeder Fürst das „jus belli", das Recht, Kriege zu führen, und jemanden deshalb als „Kriegsverbrecher" zu brandmarken, ist eine Erfindung des letzten Jahrhunderts. Den Versuch, aus den Schlesischen Kriegen des Alten Fritz eine verbrecherische Linie von unseren Vorvätern zu Hitler zu ziehen, sollte man mit einem mitleidigen Lächeln quittieren.

Dr. Ferdinand v. Pfeffer, Lünen

Briefmarkensammlungen sind mangels Käufern fast völlig wertlos

Betr.: „Renaissance der Philatelie" (Nr. 35)

Wäre dem so, ich wäre begeistert. Aber das Gegenteil ist der Fall. Ich habe etwa 70 Alben und bat meinen sehr kundigen Patensohn um Durchsicht, ob ich etwas zu einer Auktion geben könnte. Nur bei einem Album wurde er fündig, österreichische Marken kurz nach 1945. In Berlins bekanntestem Auktionshaus erfuhr ich, daß sie nur einzelne Lose aus dem Album herausnehmen und anbieten könnten (bis 2000 war alles vollständig, ungestempelt und gestempelt). Wenn ich Glück habe, komme ich auf 300 bis 400 Euro, was weit unter dem Neukauf der Briefmarken liegt.

Alles, was die deutsche Post (bis auf einige Marken gleich nach 1949) produziert hat, kann man vergessen. Was ich mit Briefmarken-Abos zum Fenster rausgeworfen habe, darüber darf ich gar nicht nachdenken. Was habe ich für tolle Markenkombinationen von der Wiedervereinigung. Unverkäuflich.

Die Firma Borek wünscht sich sicher eine Renaissance der Philatelie. Ich auch. Aber wer schreibt denn noch?

Dieter Pfeiffer, Berlin

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Das Wohl aller Bürger geht vor

Betr.: „Heizer Schell spielt mit dem Feuer“ (Nr. 32)

Bei allen Berichten über die Forderungen der Lokführer, die nicht ohne Berechtigung, aber weit überhöht sind, habe ich den Blick auf die Verfassung insofern vermißt, daß unser Grundgesetz nicht nur das Tarifrecht beinhaltet.

Der Streik der Lokführer richtete sich gegen das Volk. Millionen von Bürgern waren betroffen und werden möglicherweise nach dem August wieder betroffen sein. Es geht vorrangig nicht um das Wohl von Lokomotivführern, sondern vor dem Wohl dieser sehr kleinen Gruppe rangiert das Wohl aller Bürger der Republik, dem zu dienen alle Minister geschworen haben.

Ich meine, daß dieser Streik von Anfang an verboten werden mußte.

Renate Rogge, Offenbach

Schon Strauß sagte: »Hitler muß einmal tot sein«

Betr.: „Der Führer lebt ... in den deutschen Medien“ (Nr. 34)

Röhl sei Dank für diese hervorragende Glosse. In der Tat lebt, wie er schreibt, Hitler „62 Jahre nach seinem Selbstmord, an allen Zeitungsständen, auf allen Fernseh-Kanälen, im Straßenbild“. Und was da alles kolportiert wird, hat Röhl detailliert beschrieben, aber ein Ende solcher Berichterstattungen scheint nicht absehbar, denn immer noch findet vor allem Guido Knopp neue „Erkenntnisse“, die in Sendungen umgemünzt werden. Wie hielt es der Deutsche Sportbund mit den Nazis, wie die Schauspieler, wie diese und jene Organisation?

Man könnte ja darüber schmunzeln, wenn nicht zugleich mit jeder neuen Reportage auch wieder Schuldvorwürfe verbunden wären; denn nur diejenigen, die im aktiven Widerstand gegen den Nationalsozialismus standen, sind ehrbare Leute, alle übrigen sind schuldig zu sprechen. Wer in den Entnazifizierungsverfahren der Nachkriegszeit als Mitläufer und damit praktisch als unbelastet eingestuft wurde, wird mehr als sechs Jahrzehnte danach als schuldig hingestellt (siehe die jüngst entdeckten NSDAP-Mitgliedschaften prominenter Deutscher).

Ich erinnere in diesem Zusammenhang an eine Rede von Franz Josef Strauß, die er am 24. Mai 1976 als Gastredner auf dem CDU-Parteitag hielt und in der er sagte: „Ich war nie der Meinung, daß wir die Politik der Duckmäuserei betreiben sollten, bloß deshalb, weil es in der deutschen Geschichte große Katastrophen gegeben hat. Hitler muß einmal tot sein.“ Dem ist auch mehr als 30 Jahre später nichts hinzuzufügen!

Wolfgang Reith, Neuss

Adel war Vorbild

Betr.: „‚Aktentaschenbomber‘ ist Verharmlosung“ (Nr. 35)

Den Zusatz „feige wie der Adel nun mal ist“, empfinde ich als Ausdruck von Unkenntnis, Haß oder Dummheit. Aus welchen Quellen schöpft der Schreiber seine Gehässigkeit? Aus meinen Erfahrungen als Soldat bei der kämpfenden Truppe von 1940 bis 1945 resultiert Feigheit oder Tapferkeit nicht aus der Herkunft, sondern aus der Fähigkeit eines Individuums, seinem Selbsterhaltungstrieb zu erliegen und davonzulaufen oder ihn zu unterdrücken und der Situation gerecht zu werden. Ich habe Angehörige des Adels erlebt, die „den Schwanz eingezogen haben“, wie man im Landserjargon sagte; das war eine Minderheit gegenüber denen, die ein leuchtendes Beispiel an menschlichen und soldatischen Werten waren, und welche Tapferkeit im besten – nicht heroischen – Sinne bewiesen. Auch ein Blick auf die Anzahl von Gefallenen der Adelsgeschlechter, so Walter Görlitz „Die Junker“, Verlag C. A. Starke, zeigt die Absurdität der Behauptung. **Hans-Henning Plock, Bad Krozingen**



Wirbel um Stauffenberg-Verfilmung: Als Wehrmachtssoldaten verkleidete Statisten vor dem Finanzministerium in Berlin Foto: ddp

Dämliches Dulden

Betr.: „Deutsche nur Täter, nicht Opfer“ (Nr. 33)

Wenn zugewanderte Ausländer unseren Staat ausnutzen und ihn betrügen oder sich der Integration verweigern, dann ist das zwar von uns aus zu verurteilen, aber ihnen nicht unbedingt zu verübeln, nutzen sie doch nur zu ihrem Vorteil aus, was ihnen hier geboten wird.

Was Staaten wie Polen oder Tschechien sich uns gegenüber leisten, hat die Voraussetzung, daß wir uns nicht wehren und hinnehmen, was Politikern dieser Länder paßt, die historisches Geschehen nach ihren Interessen bestimmen. Sie können das nur, weil die deutsche Seite den Rücken beugt und sich Geschichte nicht nur diktieren läßt, sondern die feindliche Auslegung von Geschichte zu ihrer eigenen macht.

Wenn Polen die Unverschämtheit besitzt, sich geklaute deutsche Kulturgüter anzueignen, dann doch wohl auch, weil es weiß, daß es nicht auf Widerstand stößt. Mit Deutschland kann man sich so etwas leisten, seht Euch doch seine Politiker und politischen Parteien an! **Friedrich Englert, Hanau**

Er hat viel Schaden zugefügt – Würdigung Hermann Rauschnings ist unangemessen

Betr.: „Der mit dem ‚Führer‘ sprach“ (Nr. 31)

Als langjähriger Leser Ihrer *PAZ* habe ich nicht ohne Staunen und mit steigendem Befremden die obige umfangreiche, wohlwollend-verständnisvolle Laudatio auf Hermann Rauschning gelesen. Spätestens seit der von Friedrich Schiller in seiner akademischen Antrittsrede in Jena am 26. Mai 1789 für Historiker aufgestellten Maxime „.... und was hat der Mensch dem Menschen größeres zu geben als Wahrheit?“ und dem ein paar Jahrzehnte später folgendem Diktum Leopold von Rankes, daß der Historiker zu erforschen habe, „wie es in Wirklichkeit war“, galt in der klassischen deutschen Geschichtswissenschaft/-forschung das Streben nach Objektivität und Wahrheit als oberster Grundsatz. Es ist langst zweifelsfrei wissenschaftlich nachgewiesen, daß Rauschnings Hauptwerk eine Fälschung ist beziehungsweise aus Erfindungen / Lügen besteht, wofür der Verfasser sogar eine Menge Geld erhalten hat. Legt man daher an Rauschnings Handlungsweise den strengen Maßstab „Wer die Wahrheit nicht weiß, der ist bloß ein Dummkopf. Aber wer sie weiß und sie eine Lüge nennt, der ist ein Verbrecher !“ – Bertolt Brecht, Leben des Galilei – an, so ist Rauschning damit treffend und eindeutig charakterisiert. Es ist schon schlimm genug, daß selbst namhafte Historiker jahrzehntelang Rauschnings Lügen leichtfertig und kritiklos als Primär-Quelle übernommen haben. Bedenklich finde ich es allerdings auch, daß einem Menschen, der so mit der Wahrheit umgegangen ist wie Rauschning, eine so wohlwollend-verständnisvolle ‚Laudatio‘ zukommt.

Oder gilt für die Beurteilung des zweifelhaften Wirkens von Leuten wie Rauschning der stalinistische beziehungsweise Spät-68er Grundsatz, daß statt der Wahrheit im „Kampf für eine (vermeintlich) gute Sache“ jedes Mittel – bis hin zu Unwahrheit und Verbrechen – erlaubt ist, wenn es nur einer „volkspädagogisch wirksamen Geschichtspolitik“ dient?

Der Verfasser Rüdiger Ruhnau hat vermutlich nicht abgeschätzt, welch einen Schaden Rauschning mit seinen Erfindungen letztendlich den Danzigern, Deutschland, der Geschichtsforschung zugefügt hat. **Eberhard Schütze, Ottstedt am Berge**

Der Adel brachte unzählige Opfer

Betr.: „‚Aktentaschenbomber‘ ist Verharmlosung“ (Nr. 35)

Daß ich mit meiner um Sachlichkeit bemühten Darstellung der Fehler bei der Kostümierung des US-Schauspielers Tom Cruise als Oberst Graf Stauffenberg eine Debatte um die Redlichkeit oder Unredlichkeit der Hitler-Attentäter vom Zaun gebrochen zu haben scheine, darauf deuten vier veröffentlichte Leserzuschriften in der *Preußischen Allgemeinen* hin. Dies weist auf die Bedeutung dieses Themenkomplexes und seine kontroverse Diskussion auch mehr als sechs Jahrzehnte danach hin.

Mit der Diffamierung „Feige, wie der Adel nun mal ist“ offenbart der Leserbriefschreiber allerdings sein Ungebildetsein. Der deutsche Adel hat in der Geschichte einen überproportionalen Anteil an den historischen Höhepunkten – unerheblich, ob sie negativ oder positiv aufgefaßt werden. Anhand von an der Spitze stehenden Personen während des Zweiten Weltkrieges darf ich einmal auf folgende – wahllos herausgegriffene – Militärs verweisen, die – versehen mit höchsten Tapferkeitsauszeichnungen – wohl genau das Gegenteil der üblen Unterstellung beweisen: die Generalfeldmarschälle v. Bock (gefallen oder ermordet einen Tag vor Kriegsende durch Tiefflieger), v. Brauchitsch, v. Kleist, v. Kluge, Ritter v. Leeb, v. Lewinski (gen. v. Manstein), v. Reichenau, v. Richthofen und v. Rundstedt. Die Generale v. Friedeburg, Ritter v. Greim, v. Mackensen oder Sixt v. Armin (jüdischer Herkunft!) legten in Gefangenschaft beredtes Zeugnis ihrer Treue zum Deutschen Reich an den Tag. Die hingerichteten und ermordeten Generale v. Erdmannsdorff, v. Kortzfleisch, v. Pannwitz und v. Rappard können sich nicht mehr gegen das ungerechte Pauschalurteil wehren.

Als wenige Namen unter den Gefallenen seien an dieser Stelle einmal genannt die beiden Enkelsöhne Kaiser Wilhelm II., Leutnant Oskar (am dritten Kriegstag in Polen) und Oberleutnant Wilhelm (1940 im Frankreichfeldzug), der Nachtjagd-Kommodore und Eichenlaubträger Egmont Prinz zur Lippe-Weissenfeld (1944 über den Ardennen bei der Verteidigung gegen alliierte Luftterroristen).

Sollten aber nur Nationalsozialisten Verleumdung widerlegen helfen, so seien ihm aus der Generalität der Sturmstaffel einmal einige Namen genannt: v. Alvensleben, Prinz zu Waldeck, v. Westermann sowie die Obergruppenführer v. d. Bach-Zelewski, Frhr. v. Eberstein, v. Gottberg, Graf v. Helldorf und v. Herff. Und waren Reichsjugendführer Baldur v. Schirach, Reichsaußenminister Joachim v. Ribbentrop und sein Sohn Hauptsturmführer Rudolf als Ritterkreuzträger (oder Obersturmbannführer und Ritterkreuzträger Frhr. v. Reitzenstein, +1943 Kiew oder Sturmbannführer Prof. Dr. Rühle v. Lilienstern) in den Augen des Leserbriefschreibers auch nur „feige“?

Graf Stauffenberg hätte seinen Obersten Kriegsherrn während der Lagebesprechung im Führerhauptquartier Wolfsschanze mit drei Fingern nicht sicherer töten können als mit der Aktentaschenbombe. Zudem war seine Person als Koordinator zu den verschiedensten militärischen und zivilen Widerstandskreisen für das Gelingen des Operationsplanes „Walküre“ unabdingbar in Berlin nötig – keine andere Person hätte dies gewährleisten können. „Sicherer“ für das Gelingen wäre natürlich ein Verbleiben Graf Stauffenbergs bei der Aktentaschenbombe und bei dem zu Ermordenden gewesen – alleine Feigheit für dessen hastige Flucht von Rastenburg nach Berlin anzunehmen ist aber verfehlt!

Daß die Aktentaschenbombe in Rastenburg am 20. Juli 1944 tatsächlich viele unschuldige Kameraden traf und sie somit zu den ersten Opfern des Attentates wurden, darauf wird tatsächlich zu wenig verwiesen! Darum seien deren Namen an dieser Stelle ganz bewußt herausgestellt und geehrt: Generaloberst und Ritterkreuzträger Günter Korten (als Chef des Generalstabes der Luftwaffe), General der Infanterie Rudolf Schmundt, Generalmajor und Olympiasieger Heinz Brandt, Stenograf Dr. Heinrich Berger. General der Flieger Karl Bodenschatz, Sturmbannführer und Persönlicher Adjutant Hitlers Otto Günsche und neben Hitler 14 andere Teilnehmer der Lagebesprechung wurden teils schwer verwundet.

Leserbriefschreiber Studiendirektor Pohl irrt, wenn er schreibt, daß die Beleihung des Obersten Schenk Graf v. Stauffenberg mit dem Deutschen Kreuz in Gold nicht belegbar sei. Zum einen hat er in dem Quellenwerk von Scheibert über die hohen Ordensträger falsch nachgeschlagen (Stauffenberg ist unter „Schenk“ und nicht unter „St“ zu finden!); zum anderen sind weder bei Scheibert noch bei Veit Scherzer (Stand der mit dem DKiG beliehenen Soldaten) alle Träger aufgeführt. Scherzer ist allerdings wesentlich zuverlässiger und umfangreicher als Scheibert – fast 25 Jahre Forschungsarbeit und zahlreiche neue Erkenntnisse liegen zwischen den Erscheinungsjahren beider Quellenverzeichnisse! **Peter Hild, Potsdam**

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **7236**

MELDUNGEN

BBC übernimmt islamische Sprachregelung

London – Der staatliche britische Sender BBC hat die Schreib- und Sprechweise des islamischen Religionsgründers Mohammed der strengen muslimischen Sprachregelung angepaßt. Demnach wird bei Nennung Mohammeds stets der Satz „Friede sei mit ihm“ angehängt. Man wolle damit den Respekt vor der Religion ausdrücken, hieß es aus London.

Rente: Bei Fehler keine Erstattung?

Berlin – Rentner bekommen künftig bei fehlerhaften Rentenbescheiden keine Nachzahlung mehr. Dies sehe eine am 1. Mai in Kraft getretene neue Klausel des Sozialgesetzbuchs vor, berichtet der „Focus“. Bislang mußte die Rentenversicherung zu wenig gezahlten Rente bis zu vier Jahre rückwirkend erstatten. Der Bundesverband der Rentenberater will die Regelung in Karlsruhe überprüfen lassen und rät allen Rentnern, etwaige Ansprüche offenzuhalten.

ZUR PERSON

Wer redet, wird bestraft



Deckel drauf“, hatte sich die Berliner Justizsenatorin **Gisela von der Aue (SPD)** gedacht und das Personal aus der Jugendstrafanstalt in Berlin Plötzensee zum Schweigen über den grassierenden Drogenhandel über Gefängnismauern verdonnert.

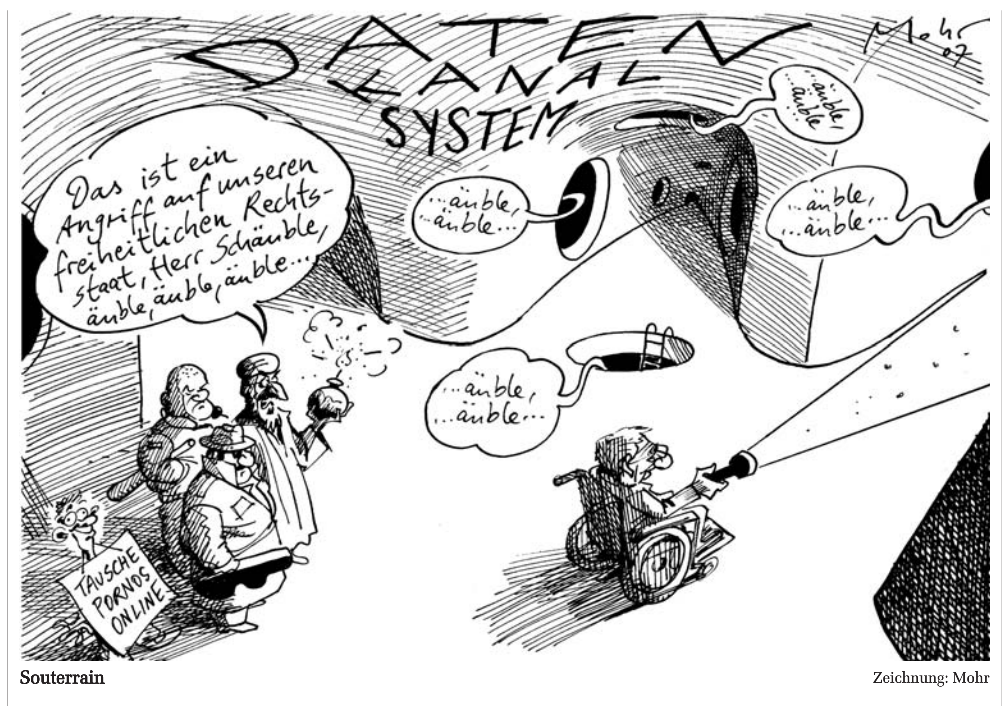
Widerspenstige weiß sie zum Schweigen zu bringen: Justizstaatssekretär Christoph Flügge jagte sie nach einem publik gewordenen Medikamentenskandal in der JVA Moabit in den Ruhestand.

In ihrer früheren Position als Präsidentin des Brandenburgischen Rechnungshofs fiel von der Aue als eiserne Parteipolitikerin auf. Den CDU-Politiker Arnulf Hülsmann brachte sie wegen angeblich falscher Spesenabrechnungen vor Gericht, ihm konnte jedoch nichts nachgewiesen werden.

Seit 2006 ist die 58jährige Justizsenatorin in der Hauptstadt. Gleich nach ihrem Amtsantritt verfügte sie eine Nachrichtensperre über Selbsttötungen in Haftanstalten. Statt an der Verbesserung unhaltbarer Zustände zu arbeiten, baute von der Aue eine Mauer des Schweigens.

Im Mai watschte sie den Berliner Oberstaatsanwalt Roman Reusch öffentlich ab und leitete ein Disziplinarverfahren gegen ihn ein, weil er die Untersuchungshaft bei jugendlichen Intensivtätern als Erziehungsmaßnahme bezeichnete (die *PAZ* berichtete).

Nun jedoch schlagen die Medienwogen über Gisela von der Aue zusammen, seit die Plötzenseer Zustände öffentlich wurden. Von Rücktritt will von der Aue nichts wissen. Ihre Sprecherin teilte mit, daß alle von den Medien aufgedeckten Zustände bekannt seien. Gearbeitet wurde indes allein an der Schweigefront, nicht an den Zuständen. *M.A.*



Souterrain Zeichnung: Mohr

Wunder-Apparat

Wie die deutsche Empörungsmaschine funktioniert, was ein »Einzelfall« ist, und wie uns Eva Herman aus der Peinlichkeit half / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Das ist ja gerade noch mal gutgegangen. Für Messerattacken wie jene auf den Rabbiner in Frankfurter haben die Empörungsbeauftragten von Bund und Ländern, Parteien und Verbänden im Grunde ein festes Reaktions-Schema im Ärmel. Im Fall Mügeln hatten sie es gerade erst wieder erprobt: Beschämung, Empörung und die öffentliche Bestrafung all der Leute, die es wagen, von „Einzelfall“ zu sprechen oder vom Ausdruck eines „allgemeinen Gewaltproblems“.

Kurz bevor die Berufenen nach dem Frankfurter Überfall zu ihren Mikrophonen gelangten, stellte sich jedoch heraus, daß der hinterhältige Überfall gar nicht ins Schema paßt. Fangen wir mit den Nebensächlichkeiten an: Im Unterschied zu Mügeln ist völlig klar, wer den Streit begonnen hat. Der Rabbi war seelenruhig auf dem Weg in die Synagoge, als er plötzlich niedergestochen wurde. Selbstverständlich hatte – im Gegensatz zu den Opfern in dem sächsischen Städtchen – der Geistliche auch nicht mit einer abgeschlagenen Flasche um sich gestochen, bevor ihn die Klinge traf.

Aber das ist, wie gesagt, nicht wichtig. Entscheidend ist vielmehr: Der Täter von Frankfurt ist offenkundig der falsche, nicht deutsch genug. Das haben alle auf Anhieb begriffen. Nur ausgerechnet Charlotte Knobloch nicht: Der Vorsitzenden des Zentralrats ist es unbegreiflicherweise völlig egal, ob ein Deutscher oder ein „südländisch“ aussehender Gewalttäter antijüdische Parolen brüllend auf einen Rabbiner losgeht.

Sie verhält sich damit ziemlich unprofessionell, und ihre Bemerkung über die „No-go-Areas“ im Westen hätte fast eine unverantwortliche Debatte ausgelöst. In allen möglichen Internetforen, die nicht rechtzeitig abgeschaltet werden konnten, fiel den Deutschen gleich eine ganze Palette solcher „unbegehbarer“ Zonen in unseren Großstädten ein. Die Diskussion geriet vorübergehend fast außer Kontrolle.

Doch die Besonnenen brachten schnell wieder Ordnung in die Sache, indem sie Knoblochs Ausrutscher einfach übergingen. Ihr Stellvertreter Salomon Korn, der auch Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt ist, beeilte sich, den Vorfall als „Einzeltat“ abzuheften, als „Ausnahmefall, der sich hoffentlich nicht wiederholt“. Er hoffe auf Rückkehr von „Normalität und Unbeschwertheit“. Das jüdische Opfer sei ohnehin „glimpflich davongekommen“.

Donnerwetter, der hat's drauf: Vor nicht allzu langer Zeit war moralisch erledigt, wer zum Leben der deutschen Juden heute Wörter wie „Normalität“ oder gar „Unbeschwertheit“ in dem Mund nahm. Ausgerechnet nach der Messerstecherei geht das plötzlich. Und: Der Mügelner Bürgermeister Deuse wird sich von dem Makel nie wieder befreien können, den er sich eingefangen hat, als er hinsichtlich der heimatlichen Schlägerei von einem „Einzelfall“ sprach. Und wäre dem so was wie „glimpflich“ über die Lippen gehuscht ... du liebe Zeit, dem hätten wir eingeheizt!

> Der Frankfurter Fall verlief »glimpflich«, meint Salomon Korn. Das hätte der Deuse mal sagen sollen!

Erstaunlich, wie exakt die Dinge auseinandergehalten werden, je nach ethnischer Zugehörigkeit der Verdächtigen. Man kann es nur bewundern: Die deutsche Empörungsmaschine funktioniert so präzise wie ein Schweizer Uhrwerk und ist dabei belastbar wie Kruppstahl. Wie von Geisterhand bedient rast der Apparat in einem Moment noch auf höchster Drehzahl, um schon eine Sekunde später völlig stillzustehen. Kein herkömmliches Getriebe hielte dem stand.

Dabei wird die Maschine von Hunderten, ja Tausenden von Leuten bedient, dennoch alle wissen gleichzeitig, wann sie „Ein“ oder „Aus“ drücken müssen. Mutmaßliche Täter deutsch: „Ein“, mutmaßliche Täter irgend etwas anderes: „Aus“. Nur Charlotte Knobloch hat das noch nicht richtig begriffen. Aber die lernt das hoffentlich mit der Zeit. Ansonsten wußten alle von Angela Merkel bis Claudia Roth, daß Frankfurt im Unterschied zu Mügeln weder ihre „Beschämung“ noch ihre „Empörung“ wert war.

Nur notorische Konsensverletzer fragen hinterhältig nach: Wenn weder Frau Merkel noch Frau Roth wegen des Messerstechers beschämt oder empört sind, nur weil er vermutlich „Migrant“ ist, was sagt das über ihr Verhältnis zu unseren Migranten insgesamt aus? Will Merkel nicht die „Kanzlerin aller Menschen in unserem Land“ sein? Warum schämt sie sich dann zwar für mutmaßliche deutsche Täter, nicht aber für solche mit anderer Herkunft? Und gehören laut Claudia Roth nicht alle hier lebenden Völker zu „unserer Gesellschaft“? Warum wählt sie dann so messerscharf aus, über wessen Untaten sie sich empört und über wessen Frevel nicht? Wir könnten jetzt gemein sein und die Rassismusdebatte einmal ganz anders führen. Tun wir aber nicht, schließlich haben wir den Apparat gerade auf „Aus“ geschaltet. Deshalb hat es selbstverständlich auch keine Antifa-Demos durch Frankfurter „No-go“-Migrantenviertel gegeben.

Was die Erklärungsmuster für den islamistischen Terror angeht, haben wir uns eine wunderbare Leichtigkeit zugelegt. Letztlich geht es ja darum, die Schuld des Abendlandes nachzuweisen, welches die Attentäter geradezu zum Bombenlegen zwingt. Ziel muß es sein, der gefährlichen Mär Einhalt zu gebieten, die Morderei habe im Kern irgend etwas mit dem Islam zu tun.

Ursprünglich hatten wir da die „Schere zwischen Arm und Reich“ zur Hand: Die orientalischen Länder werden seit ich weiß nicht wann von uns ausgebeutet, weshalb sich die dortigen Völker aus der Armut gegen uns erheben und uns die tödliche Quittung servieren.

Leider kam dann heraus, daß Osama bin Laden, Mohammed Atta und ihre Freunde besser betucht und gebildet waren als die meisten ihrer Opfer. Dumme Sache. Aber macht nichts: Da blieb ja noch die „jahrhundertelange Demütigung der orientalischen Völker durch die westlichen Kolonialmächte“, unter die auch Deutschland zu zählen ist, obschon es in der Region nie einen Quadratmeter besessen hat. Diese Demütigung quält die Nachfahren der einst Unterdrückten bis heute, wofür die sich nun rächen wollen, ob sie arm sind oder reich.

Klingt doch schlüssig, oder? Ja, fast, bis nun verhinderte Attentäter namens Fritz G. und Daniel S. verhaftet wurden, deren Vorfahren nicht orientalischer sind als die eines märkischen Milchbauern. Also ist es doch ein religiöser Antrieb, der zum Quell der Mordlust gereift ist? So eine Erklärung geht nicht, die wäre nämlich diskriminierend.

Also bleibt uns nichts anderes übrig, als abrupt das Thema zu wechseln. Was soll's auch, längst haben wir uns daran gewöhnt, unsere als hohl entlarvten Erklärungsmuster wegzuschmeißen wie leergefressene Chipstüten. Stört niemanden mehr.

Und wenn gerade keine neue Tüte zur Hand ist, dann kann man ja auch einfach mal gar nichts sagen – wie zu Frankfurt. Ganz unproblematisch ist das allerdings nicht: Die moderne Medienwelt kennt keine Sendepausen mehr wie einst im Mai, es muß immer weitergelabert werden. Besonders, wenn es gilt, die merkwürdige Ruhe zu überdröhnen, die von der stillstehenden Empörungsmaschine ausgeht. Da kam Eva Herman gerade recht.

Für die Maschine ist die Frau und das, was sie von sich gab, zu dürftig. So eine Angelegenheit erledigen wir im Vorbeigehen. Die Instrumente lagen ohnehin lange bereit. In den goldenen 80ern reichte bereits der bloße Hinweis auf Geburtenrückgang und die leiseste Anmahnung von sogenannter „Bevölkerungspolitik“, um ans Mutterkreuz genagelt zu werden. So leicht geht das leider nicht mehr, seitdem jemand den Zusammenhang von demographischer Entwicklung und unseren Renten ans Volk verpetzt hat. Die Herman mit ihrem Familienkram war deshalb nur schwer diffamierbar. Da war es nett, daß sie uns den Nazidolch selbst geliefert hat und nebenbei noch die Frankfurter Stille füllen half mit ihrem heiteren kleinen Ersatz-Aufreger.

ZITATE

*Der in Berlin und Marbella lebende Publizist **Detlef Gürtler** berichtet, daß **spanische Eltern** ihre **Kinder**, wo möglich, lieber auf **deutsche** als auf englische oder spanische **Schulen** schicken. In der „Welt“ vom 6. September folgert er:*

„Selbst wenn noch weiteren Lehrer-Generationen pädagogische Ideologien wichtiger sein sollten als ihr Erziehungsauftrag, so würden deutsche Produkte und deutsche Ingenieure weiter dafür sorgen, daß den Menschen überall bei den Worten Gründlichkeit und Disziplin schwarz-rot-gold vor Augen wird ... Wenn es deutsche Schulen gäbe, die deutsche Tugenden vermittelten, sie wären garantiert ein weltweiter Exportschlager und würden mehr zur Verbreitung der deutschen Sprache beitragen als jedes Goethe-Institut.“

*Der scheidende CSU-Chef und bayerische Ministerpräsident **Edmund Stoiber** warnt im Blick auf die Programm-Debatte in CDU und CSU in „Focus-online“ vor einem **Profilverlust der Union**:*

„CDU und CSU dürfen nicht zu einer gesichtslosen, beliebigen Partei der Mitte mit einem politischen Bauchladen werden. In der Union herrscht kein Mangel bei der Vertretung von liberalen und sozialen Positionen. Das konservative Element liegt aber nicht mehr so offen zu Tage. (Frankreichs Staatspräsident) Sarkozy hat nicht versucht, es allen Recht zu machen. Er hat Kante gezeigt für Nation, Familie, Innere Sicherheit und Freiheit.“

*Stoibers designierter Nachfolger als bayerischer Ministerpräsident, **Günther Beckstein** (CSU), ergänzt hinsichtlich zehn bis **15 Prozent** der Wähler, die laut Umfragen eine Partei **rechts von CDU und CSU** wählen würden, in dem selben Medium:*

„Die Union muß auch den Wählern der demokratischen Rechten eine Heimat bieten. Auch solche Menschen müssen sich gut aufgehoben fühlen, die sagen: Ich bin stolz darauf, ein Deutscher zu sein.“

Bekehrungsfragen

Wenn wir's flüchtig überlegen,
scheint Osamas Ratschlag toll,
daß der Schorsch mitsamt Kollegen
sich bekehren lassen soll:

Sind sie Islamisten alle,
fällt ja weg der Unterschied,
und in diesem Segensfalle
bricht der Frieden aus rapid!

Doch beim Barte des Osama,
schwarz gefärbt und frisch getrimmt,
wett' ich, daß ein neues Drama
damit seinen Anfang nimmt:

Denn Sunniten und Schiiten,
das ist gar nicht einerlei –
und der Schorsch mit seinen Nieten
tritt gewiß den Falschen bei.

Dann wird erst so richtig sauer
der Osama im Versteck
und noch mehr der Bombenbauer
schickt uns der Schiiten-Schreck!

Aber welches Glück wir haben:
Anders als in Theorie
wechseln all die Terror-Knaben
ihren rechten Glauben nie.

Pannonicus